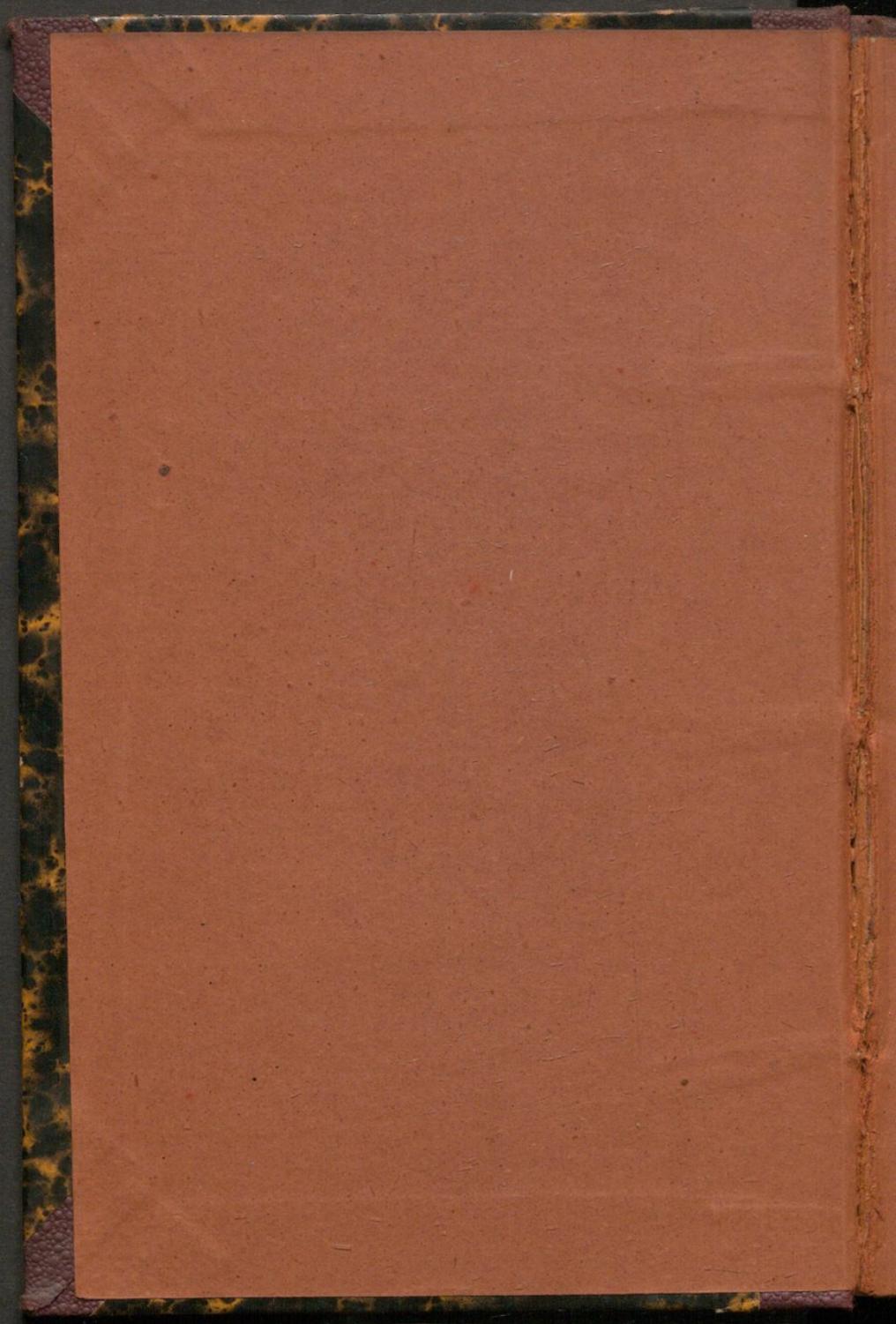


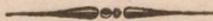
Wiener Stadt-Bibliothek.

6952 A



6952

Erlebnisse eines Touristen
in
Italien und Sicilien.



Von

Adolph Straßl.

Neue unveränderte und wohlfeilere Ausgabe.

Wien 1841.

(Verlag von Josef St. v. Hirschfeld.)

Verzeichnis einer Sammlung

in

Österreich und Ungarn



Joseph Stoll

Verzeichnis der in der Bibliothek vorhandenen Bücher

1841

(Verzeichnis der in der Bibliothek vorhandenen Bücher)

Wem schlägt das Herz nicht lauter bei dem bloßen Namen: Italien! Welche Erinnerungen knüpfen sich an dieß einzige, inhaltsschwere Wort; Italien, die Wiege der weltbeherrschenden Roma, das Vaterland jener großen Männer, deren Fußstapfen gleich Meilenzeigern des Ruhmes mitten aus dem Schutte begrabener Jahrhunderte hervorragen. Italien, das Eldorado der Poesie und Kunst, von dessen Himmel die Namen der großen, unerreichbaren Meister gleich Sternen erster Größe zu uns herüberleuchten. Italien, dieses Paradies der Natur, dessen Zutritt uns noch nicht verwehrt ist, und dessen Schwelle wir mit heiliger Begeisterung und ehrfurchtsvoller Scheu betreten; dieser himmlische Garten, dessen blüthenreiche Laubgänge uns die würzigen Düfte Hesperiens entgegenenden, während zwei flammenumgürtete Riesenwächter weithin die feuersprühenden Blicke entsenden.

O schönes, vielbesungenes Land! das Meer

umschlingt deinen schlanken Leib mit stürmischem Verlangen; aber es prallt zurück vor der ehernen Kette der Apenninen, wie der Jüngling vor dem strengen Blicke seiner Auserwählten scheu zurückweicht. Die beruhigten Wogen umspielen dann kosend die blumigen Gestade und tragen auf ihrem glatten Rücken Tausende von Schiffen, die das herrliche Land nach allen Richtungen umkreuzen; die heiteren, wolkenlosen Lüfte erschallen vom Gesange froher, glücklicher Menschen; aus unzähligen, durch den Verein aller Künste, Gottes wahrhaft würdigen Tempeln, erheben sich heilige Hymnen zu dem Spender alles Guten, während der St. Peters-Dom in unerreichter Majestät, ein hellstrahlender Pharus, der ganzen Christenheit voranleuchtet.

Wie sehnte ich mich nach diesem gelobten Lande!
 — Ich hatte so eben eine Reise durch die Rheingegenden und das südliche Frankreich gemacht und war von dem schalen Treiben der Gegenwart gesättigt. Je alltäglicher sich hier das praktische Leben mit seinem modernen Kling-Klang meinen Blicken aufdrang, um so lebhafter sehnte sich mein Geist nach jenem Lande, in welchem sich das Reich der Ideale, durch unzählige Kunstwerke verkörpert, in voller

Pracht vor der staunenden Seele entfaltet. In den ersten Tagen Aprils bestieg ich den „Leopoldo,“ das schönste toskanische Dampfboot. Das Wetter war traurig, kalt und regnerisch, der Sturm tobte in dem Hafen der reichen Handelsstadt, zahllose, buntbebanderte Schiffe aller Nationen schaukelten sich knarrend über ihren riesigen Ankern, und die grauen Wolken brachen sich schäumend an dem Schlosse des Königs René.

Endlich stießen wir vom Lande. Ich stand lange neben dem Steuermanne, der sein schweres Fahrzeug mit eben der Leichtigkeit lenkte wie ein Knabe sein Schiffchen von Papier. Das Dampfboot flog über die Wellen gleich einem Blatte, das der Sturmwind erfaßt hat; die mächtigen Räder knarrten, indem sie sich einen Weg über den Abgrund des Meeres bahnten, das an ihnen zornig empor schäumte und dann eine lange, tiefe Furche hinter dem Fahrzeuge bildete, als wollte es seine Beute nicht so leichtem Kaufes loslassen. Ein kalter, eisiger Wind strich über das Verdeck, das bald von allen Reisenden verlassen wurde. In der Nacht verdoppelte sich die Wuth des erzürnten Elementes; es war eine lange fürchterliche Nacht.

Sobald sich die ersten Strahlen der Morgenröthe zeigten, trieb mich die Ungeduld auf das Berdeck. Das Meer bewegte sich nunmehr in sanfteren Schwingungen und das dumpfe Gebrüll der jetzt schon blauen Wogen hatte sich in ein sanftes Murmeln verwandelt. Die Hyerischen Inseln erschienen nur mehr als ein schwarzer Punkt am Horizont, die Küste Frankreichs verschwand allmählig aus den Augen: wir überschritten die Grenzen des ligurischen Meeres.

Tiefe Ruhe herrschte in dem poetischen, von Wohlgerüchen undufteten Nizza, das im Hintergrunde seines kleinen Hafens noch zu schlummern schien; wir fuhren gleich einem Meteore vorüber und bald darauf kamen wir in den Bereich einer wärmeren, belebenderen Sonne, deren glänzende Strahlen uns mit Freude erfüllten und die gegenüberliegenden Abhänge der ligurischen Berge vergoldeten.

Ich kann mich nicht entsinnen je ein so erhabenes Schauspiel gesehen zu haben. Die Küste mit ihren zahlreichen Städten, deren Ursprung sich ins fabelhafte Alterthum verliert, gleicht an Schönheit der östlichen Küste Siciliens oder Griechenlands, das

einst seine Söhne entsendete um den Occident in die Geheimnisse der Künste und Wissenschaften einzuweihen. Alles ist an diesen Gegenden wunderbar, selbst der Name, unter dem sie die alten Geographen verzeichnen: nach Cato, Annius von Viterbo und Sempronius wird die ligurische Küste nach Ligur, einem Sohne des ägyptischen Phaëton, genannt.

Doch lassen wir diese antiquarischen Erinnerungen bei Seite. Das herrliche Dampfschiff flog mit aufgespannten Segeln über die Wogen, mit Blitzesschnelle die fernsten Räume zurücklegend zur Freude des wackern englischen Schiffskapitäns, der es befehligte. Der Himmel war inzwischen heiter und glänzend geworden; die Matrosen, welche Tags zuvor die Köpfe hängen ließen, sangen nun ihre fröhlichen florentinischen Weisen, indem sie dazwischen lachten und sich einander von den Masten zuriefen, während hie und da Einer von ihnen ein Pfeifchen rauchte. Ihr Jubel lockte bald sämtliche Passagiere auf das Verdeck.

Die Versammlung der Reisenden an diesem Morgen, bot einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Auf jedem Gesichte waren noch die Leiden der vergangenen Nacht zu lesen; die blühendsten Phy-

siognomien waren nun blaß, hager, abgestorben; man hörte nichts als Klagen und Jammer; man beneidete die abgehärteten Matrosen um ihre kräftige Brust und ihren frohen Muth, der sie alle Beschwerden der harten Arbeit vergessen machte; man fluchte dem türkischen Meere und wärmte sich in der Sonne, begierig die frische duftige Luft einathmend, welche von den Apenninen herüberwehte.

Unter den Reisenden befand sich auch eine reiche syrische Familie aus Bairut, welche von Marseille in ihr Vaterland zurückkehrte. Vater und Mutter, beide schon hoch bejahrt, kauerten beständig nach orientalischer Weise am Boden, indem sie ihre beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, welche in Frankreich eine gute Erziehung genossen hatten, mit wohlgefälligem Lächeln betrachteten.

Meine übrigen Reisegefährten waren theils russische und deutsche Cavaliere, welche sich meistens in sehr gewähltem Französisch unterhielten, theils Neapolitaner und Franzosen aus guten Familien, letztere als wahre Kunstjünger, welche die gewöhnliche Reise in das gelobte Land der Kunst und Poesie unternahmen, um dadurch die letzte Hand an ihre artistische Ausbildung zu legen.

Wir hatten nun die Höhe einer kleinen Insel erreicht, auf der man einen alten Thurm erblickte, welcher unter dem Namen Galinara bekannt ist; weiter rechts in einer romantisch wilden Gebirgsschlucht sah man die alte und schmutzige Stadt Albenga, mit ihren hohen rothen Thürmen.

Auf dem Berdecke wurde es immer lebhafter. Gleich Blumen, welche nach anhaltender Dürre durch den erfrischenden Thau gestärkt, ihre Köpfschen wieder erheben, erholten sich die Reisenden in den Strahlen der italienischen Sonne. Jeder fühlte sich wie neu belebt und vergaß die überstandenen Leiden. Für mich war alles neu, was ich sah; ich bewunderte die Gipfel jener hohen, schneebedeckten Gebirge, gegen deren weithin strahlenden Glanz die minderen, in einer üppigen Vegetation prangenden Berge, wunderbar abstachen. Überall erblickte man Orangen- und Citronenhaine, aus deren Grün die goldenen Früchte hervorstrahlten. Städte, Kirchen und Schlösser überraschten durch neue architektonische Formen; die eckigen Dächer waren verschwunden und statt derselben sah man zierliche Terrassen, zum Genuße der erquickenden Abendkühle geschaffen. Vom Schiffe aus konnte man schon auf andere Völker, andere Sitten, an-

dere Gebräuche schließen. Der Himmel war höher, die Luft reiner, das Meer blauer und durchsichtiger; meine Seele schwelgte in unbeschreiblicher Trunkenheit. — Es war Italien, das herrliche, klassische Italien, das mein Fuß zum erstenmal betreten sollte.

Dieser göttliche Anblick erfüllte alle Herzen mit Bewunderung und Enthusiasmus; denn die Natur ist wie das unerreichte Epos Homer's: auf jeder Seite entdeckt man neue Schönheiten. Die Gelehrteren unter den Reisenden wußten mit jedem neuen Orte, der aus den Fluthen des Meeres auftauchte, interessante geschichtliche Erinnerungen zu verbinden. Seht dort Noli, riefen sie, das Vaterland des Pertinax, Leggina, wo Chiavara seine schönen Oden dichtete; Cogoletto, den Geburtsort des Entdeckers von Amerika. — Andere Reisende wußten kleine Geschichten und Anekdoten von jedem neuen Orte zu erzählen, oder sie prahlten mit einer leichtervorbenen Lokalkenntniß, die sie dem flüchtigen Studium irgend eines Reisehandbuches verdankten.

Endlich breitete sich vor unsern Blicken die Vorstadt San Pietro d'Arèna aus, und wir gingen in dem Hafen von Genua vor Anker.

G e n u a.

Trunken vor Freude warf ich mich in die Barke, welche mich ans Land führen sollte; mit Blizeschnelle durchlief ich die engen Straßen, welche zur Strada nuova und Strada Balbi führen. Endlich stand ich in diesen Straßen, in denen jedes Haus ein Pallast ist. Welche herrliche Gebäude! Alles von Marmor, überall Marmor! Man glaubt die karrarischen Marmorbrüche selbst zu erblicken, nur in den edlen architektonischen Formen, die ihnen die Meisterhand eines Bramante, Michel Angelo und Fontana zu geben wußte. Welches Übermaß von Genie und Reichthum sieht man in diesen Straßen gleichsam verkörpert!

Die innere Ausschmückung dieser herrlichen Palläste zeigt oft nicht vom geläutertsten Geschmacke, aber stets von ungeheurem Aufwande. Die Genueser sind zwar Kaufleute, allein die Prachtliebe ihrer Vorfahren scheint noch nicht von ihnen gewichen zu seyn.

1.

Die Dame mit den schönen Augen.

Auf meiner Reise durch das südliche Frankreich lernte ich eine junge Dame von außerordentlicher

Schönheit kennen. Ihre großen, schönen Augen, ihr lebhaftes Wesen, so wie der eigenthümliche Charakter ihrer Blige und ihre etwas gezwungene Aussprache ließen mich in ihr eine Italienerin vermuthen. Es war übrigens schwer sich hiervon zu überzeugen, da sie stets von einem Schwarme junger, eleganter Reisenden umringt war. Wir befanden uns damals auf dem Dampfboote, welches von Lyon nach Arles fährt; die ganze auf dem Verdecke versammelte Jugend machte ihr den Hof, so unwiderstehlich wirkte ihre Schönheit auf jeden, der sie sah! — Nie sah ich schönere schwarze Haare um eine weißere Stirn gelagert. Den größten Zauber jedoch übten ihre wunderschönen Augen aus, über denen sich im leichten Bogen die zierlichsten Brauen wölbten, die allein ein ganzes Heer von Anbetern zu fesseln vermochten.

Sie war so liebenswürdig und ihr Blick verrieth so viel Geist, daß ich mir unsägliche Mühe gab in ihre Nähe zu gelangen; es war beinahe eine komische Scene. Sie empfing mich zwar mit Höflichkeit, aber zugleich mit einer stolzen Kälte; ihre großen schwarzen Augen schienen in das Innerste meiner Seele dringen und meine geheimsten Gedanken errathen zu wollen.

Anstatt mich durch ein solches Benehmen außer Fassung bringen zu lassen, gab ich mit der größten Freimüthigkeit mein Befremden darüber zu erkennen.

„Ich fürchte,“ antwortete sie mit einem feinen Lächeln, „Sie dürften auch in die Klasse jener jungen Leute gehören, die mich, wie Sie sehen, unablässig mit ihren Liebesanträgen verfolgen, und mir nicht einen freien Augenblick lassen; ich fühle mich schon ganz erschöpft.“

„Ich begreife es allerdings sehr wohl, daß eine Dame mit Ihren ausgezeichneten Eigenschaften, der Gegenstand der allgemeinen Verehrung seyn müsse, und wenn es wahr ist, was ein großer Dichter sagt, daß ein weibliches Wesen, welches die feinste Grazie mit dem gebildetsten Verstande zu vereinigen weiß, selbst den edelsten Herzen Liebe einflößen müsse, so dürfte das ganze Männergeschlecht nicht umhin können, Ihnen den Tribut seiner aufrichtigen Huldigung darzubringen.“

„Ach, ich bin doch recht unglücklich!“ erwiederte sie mit einem tiefen Seufzer.

Sie mochte es wohl einigermaßen bereuen, einem Fremden solche Geständnisse gemacht zu haben; denn sie erhob plötzlich ihren Kopf und heftete einen Blick

voll Stolz und Selbstgefühl auf mich; da sie jedoch in meinen Augen nur die lebhafteste Theilnahme lesen konnte, kehrte ihre vorige Freundlichkeit bald wieder zurück und sie forderte mich auf, sie in das Gesellschaftszimmer zu begleiten, da von den violetten Gebirgen der Dau phin é bereits ein kühler Abendwind herüberzuwehen anfing und sie auch befürchten mochte, durch irgend eine Frage oder Bemerkung von meiner Seite in Verlegenheit zu gerathen.

Ich hatte bemerkt, daß sie trauriger geworden war; um sie demnach nicht noch mehr zu verwirren, brachte ich das Gespräch auf andere, gleichgültigere Dinge. Sie schien mir für diese Aufmerksamkeit dankbar zu seyn und gewann bald ihre frühere Fassung wieder. Mit lebenswürdiger Offenheit gestand sie mir, daß ihr meine Unterhaltung um so mehr Vergnügen mache, als ich während unseres mehrstündigen Gespráches noch kein Wort von Liebe hatte fallen lassen.

„Das kömmt daher,“ entgegnete ich, „weil ich gegen mein eigenes Herz mißtrauisch bin; was könnnte auch meine Liebe für Sie für Resultate haben? Morgen müssen wir uns trennen, und wer weiß, ob wir uns jemals wieder sehen werden?“

„Wie so?“ bemerkte sie lächelnd. „Reisen Sie doch auch nach Genua, wo wir uns ohne Zweifel wieder treffen werden.“

So plauderten wir den ganzen Tag. Am folgenden Morgen machten wir einen langen Spaziergang unter den Wällen von Avignon; unsere Unterhaltung wurde immer lebhafter und ungezwungener. Bald ward es mir nicht mehr schwer im Innern ihrer schönen Seele zu lesen; ich errieth ihre geheimsten Gedanken und erblickte deren unzweideutigen Ausdruck in den beweglichen Zügen ihrer himmlischen Physiognomie. Zuweilen wagte ich, mit Hindeutung auf jenen früheren, unwillkürlichen Ausbruch ihres Schmerzes eine etwas kühnere Frage, um den Schleier zu heben, der ihr räthselhaftes Wesen verhüllte.

„Sie sind sehr neugierig,“ pflegte sie dann zu sagen, „und Sie gleichen hierin allen Poeten. Da sie alle Freuden und Leiden der Seele gleichwie in einem Spiegel reproduciren wollen, suchen sie in das Innerste jedes neuen Charakters zu dringen, um sein geistiges Leben in ihren Dichtungen abzuspiegeln. Ja, wenn Ihnen zu trauen wäre!“

„Glauben Sie nicht,“ fuhr sie nach einer

Weile fort, „daß ich diesen Wunsch bloß darum ausspreche, um mein Herz vor Ihnen ausschütten zu können. Nein! — wahrhaft edle Seelen suchen ihre Liebe mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses zu umgeben; sie erfinden tausend Mittel um dieselben den Blicken der Welt zu entziehen, und wenn sie sich schon einen Vertrauten erwählen, so geschieht dies nicht, um eine befreundete Seele in die Geheimnisse ihres Herzens einzuweißen, sondern weil sie eines Vertrauten nothwendig bedürfen.“

Ich bewunderte den Scharfblick dieses jungen Weibes, so wie die Richtigkeit ihrer Bemerkungen und ich versetzte dann etwas verdrießlich: „Sie würden mich also zu Ihrem Vertrauten wählen, wenn Sie mich besser kennten?“

„Allerdings; allein das ist nicht wohl möglich: in einer Stunde müssen wir uns trennen. Hören Sie also: Ich bin keine Italienerin, wie Sie zu glauben scheinen; allein ich befinde mich seit meinem neunten Jahre in *Gen u a*, und ich habe mir daher die Sitten dieses Landes angeeignet. Ich bin zu *Set u b a l*, im portugiesischen *Estremadura* geboren. Bei uns so wie in Spanien sind die Frauenzimmer äußerst zurückhaltend, wiewohl ihr Busen

die glühendsten Leidenschaften beherbergt. Nicht so in Italien. Meine Schwester zu *Setubal* hätte Ihnen gestern gewiß nicht gesagt, daß sie Ihnen geneigt sei, weil Sie kein Wort von Liebe hätten fallen lassen. Sie wäre stolz und unzugänglich geblieben, während sie in ihrem Innern das Gegentheil wünschte. Nach dem Tode meiner Mutter wählten wir *Genua* zu unserem Wohnsitz; und als ich sechzehn Jahre zählte, vergab mein rang- und titelsüchtiger Vater, ohne mich zu fragen, meine Hand an den Marquis von *S****. Der Marquis war jung und Besitzer eines großen Vermögens; nichtsdestoweniger wurde ich geopfert; denn man hatte mich gegen meine Neigung verheirathet und ich fühle mich äußerst unglücklich. Dringen Sie nicht weiter in mich; Sie wissen nun meine ganze Lebensgeschichte.“

Eine Stunde darnach bestieg sie den Postwagen, um nach Italien zu reisen. Beim Abschiede drückte sie mir vertraulich die Hand.

Einige Wochen später kam ich nach *Genua*. Eines Abends ging ich durch die *Strada Balbi*, noch voll Begeisterung von dem Eindrucke, welchen die berühmte *Lorenzo-Kirche*, die ganz mit weißem und schwarzem Marmor ausgelegt ist, auf mich gemacht

hatte, voll Bewunderung für das Schiff der Annunziata, ein Meisterwerk, welches sich an Reinheit des Styls und Eleganz der Ausführung kühn den großen Bauwerken des Alterthums an die Seite stellen darf. Ich beneidete in meinem Enthusiasmus den Reichthum des Pallastes Brignoli, wo van Dyck, Correggio und Cappucino sich den Preis des Genies streitig machen. Eben stand ich vor einem herrlichen Portikus von Marmor, der mit meisterhaften Arabesken geziert war, als ich eine weibliche Stimme vernahm, deren Klang mich bis in mein Innerstes erschütterte. Ich blickte um mich und sah eine Dame, welche am Arme eines Mannes rasch vorübereilte. Durch ein Seitengäßchen gelangte ich bald zum Pallaste Serra, dessen goldgeschmückter Saal jedermann bekannt ist; hier stiegen jene beiden Personen in einen eleganten Wagen und ich erkannte in einer derselben die Marquise von S**.

— Ich näherte mich dem Wagen, um der Dame meine Ehrfurcht zu bezeigen; allein in diesem Augenblicke rollte jener auf einen Wink des Marchese mit Blitzesschnelle an mir vorüber und ein freundlicher Gruß mit der Hand war Alles, was ich von der schönen Frau erlangen konnte.

Abends begab ich mich in das Theater Carlo Felice, ein Bauwerk von schlechtem Geschmacke, das mit weißem Marmor zu sehr überladen ist. Es wurde Bellini's „Norma“ gegeben. Ich hatte eine dunkle Ahnung, daß ich die Marquise sehen würde, auch ging diese bald in Erfüllung: sie kam zu Anfang des Ballets.

Der Marchese hatte nie von mir reden hören und was noch schlimmer war, seine Gemahlin hatte ihm auch nichts von ihrer Reise nach Frankreich gesagt. Eben so hatte sie vergessen mich darauf aufmerksam zu machen, daß eine Erwähnung dieser Reise in Gegenwart ihres Mannes üble Folgen für sie nach sich ziehen konnte.

Als ich in ihre Loge trat, erblaßte sie und ihr ganzes Wesen verrieth die größte Bestürzung; es dauerte jedoch nicht lange, so hatte sie diese vorübergehende Aufwallung bemeistert.

„Ach, mein Herr,“ begann sie, „wie freut es mich Sie wieder hier zu sehen! Gefällt Ihnen Genua eben so gut wie Nizza? — Gibt es dort noch zahlreiche Gesellschaft? Ist man daselbst recht lustig? — Spielt man noch so hoch? Was macht die schöne Engländerin, Miß Hort, an deren

Siegeswagen man die ganze Jugend jener Stadt erblicken konnte?“

Diese Fragen verwirrten mich dergestalt, daß ich nur unzusammenhängende Worte hervorbringen konnte.

Ihre Augenbraunen zuckten convulsivisch und ihre ganze Physiognomie trug das Gepräge der höchsten Seelenangst.

Einen Augenblick lognirte der Marquis die berühmte Tänzerin Delciccio; allein es war eben nur ein Augenblick, und gleich darauf mischte er sich in das Gespräch.

„Wie gefällt Ihnen Miß Hort?“ fragte die Marquise, indem sie ihre Beklemmung unter dem Scheine einer künstlichen Ruhe zu verbergen suchte.

„Je nun,“ erwiderte ich auf Gerathewohl, „sie ist ein bezauberndes Geschöpf, nur etwas gar zu ätherisch, zu blond...“

„Corpo di Bacco!“ rief der Marquis mit rauher Stimme dazwischen. „Ein sauberes Quiproquo! Ha, ha. Wenn ihr Vater nicht Parlamentsmitglied in England wäre, so möchte ich zehntausend Carlini darauf wetten, daß sie eine Spanierin ist; sie hat ja schwärzere Haare als du, Dolores.“

„Ja wohl,“ erwiderte sie mit einem sanften Lächeln, „dieser Herr verwechselt Miß Hort mit Miß B**.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte ich; „beide sind so schön, daß . . .“

„Und was macht der närrische Sirac?“ unterbrach mich der Marquis. „Ist er schon ruinirt? Es kann nicht anders seyn; denn er spielt schlecht und leidenschaftlich.“

In diesem Augenblicke ertönte das Theater von einem allgemeinen Angstrufe; alle Logen waren in unruhiger Bewegung, alles sprach durch einander, alles bog sich vor, um besser zu sehen: die Delciccio hatte sich einen Fuß verstaucht.

Der Marquis bog den Oberleib aus der Loge heraus und während dieser Zeit drehte sich seine Frau plötzlich zu mir, und sagte, indem sie mich convulsivisch bei der Hand drückte, mit gedämpfter Stimme:

„Ich bin verloren, wenn Sie ein Wort von meiner Reise nach Frankreich sagen.“

Nun ward es mir klar, daß die schöne Frau in irgend eine geheimnißvolle Intrigue verwickelt seyn mußte, deren Enthüllung ihr Verderben bringen

konnte. Ich zitterte für ihr Schicksal; denn ich bemerkte in den Zügen des Marquis ein gewisses bitter-süßes Lächeln, das nichts Gutes zu verkündigen schien.

Da er selbst ein Spieler war, ein Fehler, der in Italien ziemlich allgemein ist, so knüpfte er das unterbrochene Gespräch bald wieder an, um auf das Spielglück des Herrn Sirac zurückzukommen. Möglich aber heftete er seine grauen Augen, aus denen ein tödtlicher Haß hervorblickte, auf mich, indem er mich fragte:

„Was macht denn Herr Lin?“

„Ich kenne ihn nicht,“ war meine Antwort.

„Sie kennen aber auch Niemanden,“ versetzte er ungeduldig, indem er dabei einen Blick auf die Marquise warf, die bleich wie die Wand da saß.

„Herr Marquis,“ erwiederte ich etwas lebhaft, „ich habe mein Leben größtentheils in den Bergen zugebracht, und als ich in Nizza so viel Geckenhaftigkeit bemerkte, wurde ich der dortigen Gesellschaft bald überdrüssig.“

„Sie haben Recht,“ erwiederte er, indem er sich plötzlich von mir wegwandte.

Er bat mich hierauf seiner Frau indessen Gesell-

schaft zu leisten, während er sich um das Befinden der Delciccio erkundigen wolle, die ihn sehr zu interessiren schien.

„Ach!“ rief die Marquise, sobald ihr Gemahl sich entfernt hatte. „Was habe ich für eine Angst ausgestanden! Ich bin halb todt vor Schrecken! Ich bin Ihnen unendlich verpflichtet, denn Sie haben mich gerettet. Nicht wahr, Sie begreifen das nicht? Ach, ich bin doch recht unglücklich! Geben Sie mir Ihren Arm, denn ich fühle mich unendlich schwach und angegriffen, ich will nach Hause gehen.“

Ihre verwirrten Blicke zeigten von innerer Aufregung, ihre Gesichtsfarbe war todtenblaf, ihr Busen pochte heftig.

„Ich muß Sie schon vollends in mein Geheimniß einweihen,“ sagte sie, als wir unter dem Portikus ihres Pallastes ankamen. „Sie sollen meine ganze schreckliche Lage erfahren; vielleicht gibt Ihnen Ihr Scharffinn ein Mittel ein, um mich von dem Abgrunde zu retten, der mir verhängnißvoll entgegenähnt.“

„Ist denn die Gefahr so groß?“ fragte ich voll Verwunderung.

„Allerdings, doch für heute leben Sie wohl.“

Morgen ist mein Gemahl nicht zu Hause, um drei Uhr werde ich den Spaziergang *Acqua Sola* besuchen, ich hoffe Sie auch dort zu treffen. Sie begleiten mich dann zum Speisen auf meine Villa, welche am Abhange des Hügels *Albaro* liegt.“

Meine Seele war tiefbetrübt, als ich die schöne Frau verließ; denn ihr künftiges Schicksal schien nur finsternen Besorgnissen Raum zu geben. Eine solche Ungebundenheit der Sitten, inmitten einer so grenzenlosen Eifersucht, erschien mir als eine neue, unbegreifliche Sache.

Zur bestimmten Stunde war ich in *Acqua Sola*.

Dieser Spaziergang, auf welchem sich Hecken von immer blühenden Rosen, Akazien, Granatbäumen und vielen andern seltenen Gesträuchen in mannigfaltigen Bindungen durchkreuzen, gewährt eine herrliche Aussicht auf jenen Theil der Stadt, welcher gegen das Thal des Bergstromes liegt. Die prachtvollsten Palläste begegnen hier dem Auge des Beschauers, während das Meer gleichsam den Rahmen zu diesem Gemälde bildet. Weiter gegen Osten entfalten die Hügel von *Albaro* ihren Schmuck von unzähligen Landhäusern, welche mitten zwischen duftenden Orangen- und Citronenhainen liegen. Man

kann sich kaum einen schönern, bezauberndern Anblick denken. Die reine Luft, die würzigen Düfte, der Anblick des unermesslichen Meeres, des azurnen Himmels und aller jener Prachtgebäude berauschen die Seele eines jeden Unbefangenen und erfüllen sie mit höherer, dichterischer Begeisterung.

Die Marquise ließ nicht lange auf sich warten; sie war in Gesellschaft einer ihrer Freundinnen und eines alten Banquiers von Livorno. Meine Gegenwart an diesem öffentlichen Spaziergange fiel niemanden auf. Wir machten einige Gänge um die frischen Springbrunnen von Acqua Sola und begaben uns sofort nach Albano.

Alles zeugte dort von Aufwand und Geschmack; mit Ausnahme der Freskomalereien war alles bewunderungswürdig; denn diese sind in den Pallästen meistens unter aller Kritik! Dagegen findet man überall Gemälde berühmter Meister, hellstrahlende Candelaber, Möbeln von Seide und Goldstoffen. In jedem Saale findet man Mosaikböden voll Kunstwerth und künstlerischer Laune. Genua ist von innen eben so wie von außen eine prachtvolle Stadt.

Spät Abends ersuchte mich die Marquise, ihr auf die Terrasse des Pallastes zu folgen; ihre Stimme

war unsicher, ihr Gang schwankend, ihr ganzes Inneres schien von heftigen Gemüthsbewegungen aufgeregert zu seyn.

„Ich fürchte mich, Ihnen mein Herz zu öffnen,“ sagte sie mit trauriger Stimme, „und doch drohen es die Leidenschaften, von denen es bestürmt wird, zu zersprengen. Könnten Sie sich eine Vorstellung von den Leiden eines weiblichen Wesens machen, das man ohne Rücksicht verkauft und zertreten hat, Sie würden mir eine mitleidsvolle Thräne weihen.“

Ich antwortete nichts, aber ich drückte ihre Hand, die sie mir voll Hingebung überlassen hatte, an mein Herz.

„Gener Lin, von welchem gestern der Marquis sprach, liebt mich mit allem Feuer einer ersten Leidenschaft; auch er war der Gegenstand meiner ersten Liebe, die mich bis ins Grab geleiten wird. Wir waren beide so jung, als sich unsere Herzen zum erstenmale begegneten. Könnte ich dem Manne zürnen, der meine ersten Gefühle zu fesseln wußte? — Der Marquis weiß um meine Neigung zu jenem jungen Manne, und er würde, im Falle eines von uns die Grenzen der Pflicht überschritte, jeden Fehltritt furchtbar zu ahnden wissen. Schon einmal war das

Leben des Herrn von Lin in Gefahr, und er verdankte seine Rettung nur der Befolgung meines Rathes, sich nach Lyon zurückzuziehen. Als Sie mich zuerst in Frankreich trafen, hatte ich es gewagt, dem Geliebten Trost in seiner Verbannung zu bringen. Allein nun kehrt die Gefahr mit erneuerter Kraft zurück. Von Schmerz und Sehnsucht aufgerieben, vermag seine Seele nicht länger die Entfernung von mir zu ertragen. Er hat mir bereits geschrieben, daß ein solches Opfer seine Kräfte bei weitem übersteige und daß er lieber zu meinen Füßen sterben, als fern von mir ein elendes Daseyn hinschleppen wolle. Kurz er ist entschlossen dem Zorne des Marquis Trost zu bieten und seine Brust dem Dolche des gereizten Gemahls preis zu geben. All mein Zureden vermochte seinen Entschluß nicht zu ändern: er ist in Genua!“

„Aber vielleicht vergrößern Sie selbst die Gefahr,“ bemerkte ich. „Wenn Herr von Lin in den gehörigen Schranken bliebe...“

„Ach,“ versetzte sie mit einem tiefen Seufzer, „Sie kennen den Charakter dieser Menschen und die Sitten dieses Landes noch zu wenig. Der Marquis hat dem armen Lin den Tod geschwo-

ren, und er wird seinen Schwur halten, er wird ihn tödten.“

In diesem Augenblicke stieß die Marquise einen Schrei aus, indem sie zugleich meinen Arm ergriff und ihn krampfhaft zusammendrückte. Ihre Augen waren auf das Meer gerichtet, auf welchem man eine Barke bemerkte, welche von zwei Ruderern getrieben, mit Blitzesschnelle über die schimmernden Fluthen dahin flog.

„Sehen Sie doch,“ rief sie mit einer, von den heftigsten Gemüthsbewegungen halb erstickten Stimme: „dort kömmt er, er ist es! Gott sei mit dir, du edle Seele! Sehen Sie, wie seine Barke die Fluthen durchschneidet! Welche Kraftanstrengung! Ach, nur die Liebe ist einer solchen Aufopferung fähig. Wie mich das ergreift! Meine Kräfte verlassen mich! Gleich wird er hier seyn! Kommen Sie in den Saal, es ist eine Stunde nach Mitternacht.“

Den folgenden Tag begab ich mich zu dieser liebenswürdigen Frau, um mich bei ihr zu beurlauben, da ich wieder weiter reisen mußte. Sie war außer sich vor Schmerz; man sah deutlich, daß sie die ganze Nacht geweint haben mußte, und daß neue Leiden ihre Seele bestürmten.

„Reisen Sie glücklich!“ sagte sie mit bewegter Stimme; „möge die Vorsehung Sie auf Ihrer Wanderung beschirmen! Mein Pfad ist leider nur zu sehr mit Disteln und Dornen besät! Indes habe ich einen Entschluß gefaßt, einen Entschluß, der vielleicht die Kräfte eines schwachen Weibes übersteigen wird. Die Gefahren, denen sich Herr von Ein durch seine Gegenwart in dieser Stadt aussetzt, sind zu augenscheinlich, als daß ich dabei ruhig bleiben könnte. Um daher nicht die Ursache seines Todes zu seyn, habe ich fest beschlossen, ihn nie wieder zu sehen. So schwer mir ein solcher Entschluß auch fallen mag, ich werde dieses Opfer zu bringen trachten, sollte es mich auch mein Leben kosten. Er hat mich um eine Zusammenkunft gebeten, ich konnte sie ihm nicht abschlagen, allein ich habe geschworen, daß es die letzte in diesem Leben seyn soll.“

Mit Thränen in den Augen sagte sie mir Lebewohl, ich selbst fühlte heiße Zähren über meine Wangen rollen. Ich mußte ihr noch meinen Reiseplan vorlegen und ihr versprechen, sie bei meiner Rückkehr zu besuchen.

Denselben Abend reiste ich nach Pisa ab.

In Livorno, dieser Judenstadt, hielt ich mich

nur einige Stunden auf. Man findet daselbst keine Spur von Alterthümern; außer den Geschichtschreibern weiß Niemand etwas von dem alten Castrum Eburni. Hier ist alles Handel; die Künste haben sich nach Pisa und Florenz geflüchtet. Die einzigen Merkwürdigkeiten, auf welche die Livorneser stolz sind, dürften die Lazareth und die große Juden-Synagoge seyn.

Welche Erinnerungen erwachten dagegen in mir, als ich über die Brücke fuhr, unter welcher der Arno seine gelben Fluthen wälzte, und als die ehrwürdigen Prachtgebäude von Pisa vor meinen Augen aufstiegen.

Ich erinnerte mich sogleich, was Strabo und Dionys von Halikarnas über diese Stadt sagen, deren Gründung nach diesen Schriftstellern bis in die fabelhaften Zeiten hinaufreicht. Der Letztere behauptet: Pisa wurde von den pisanisch-alpheischen Pelasgern erbaut, welche sich auf ihren weiten Wanderungen dahin verirrt hatten.

Solinus und Plinius bestätigen diese Meinung. Nach ihnen, so wie nach Rutilius, soll Pelops, Sohn des Tantalus, bei seiner Rückkehr von dem trojanischen Kriege, wo er unter Ne-

stor gefochten hatte, mit seinen Gefährten an den Küsten des tyrrhenischen Meeres gelandet und daselbst eine Stadt gegründet haben, der sie den Namen ihrer alten Vaterstadt gaben, denn alle stammten aus Pisa in Arkadien ab, einer Stadt, welche an den Ufern des romantischen Alpheus lag, woher sie auch ihren Beinamen hatte.

Zahnhunderte flossen dahin; die Stadt theilte das Schicksal der Etrusker, bis endlich auch dieses mächtige Volk dem erobersüchtigen Rom unterlag. Nachdem die allgemeine Sittenverderbnis den Untergang Roms herbeigeführt hatte, erinnerte sich Pisa an seinen Ursprung. Es erhob neuerdings sein Haupt, erklärte sich für einen Freistaat, baute Galeeren, machte sich auf dem Meere furchtbar und eroberte hinter einander Corsica und Sardinien, Karthago und Palermo. Allein dieses außerordentliche Glück erweckte die Eifersucht und den Haß der Andern. Die Venetianer und Genueser erhoben sich gegen die gefürchtete Nebenbuhlerin, welche diesen mächtigen Gegnern auf die Länge nicht widerstehen konnte. Die Genueser besiegten sie, zerstörten ihren Hafen, worauf dann die Medici, welche sich damals auf dem Throne von Florenz

befestigt hatten, ihre gänzliche Unterjochung zu Stande brachten.

Ich rief alle diese großen Erinnerungen vergangener Jahrhunderte in mein Gedächtniß zurück, als ich die langen Quaß am Arno betrat. Ich wanderte dann durch die breiten verlassenen Straßen, deren Bewohner traurig und schweigsam ihren Pfad verfolgen, während Gras und Moos aus jeder Spalte des Straßenpflasters als sprechende Beweise der Verödung hervorstachen. „Welch ein Verfall!“ rief ich dann aus. „Ist das die Stadt der stolzen Pisaner, die einstmalige Beherrscherin des Meeres? — Allenthalben nichts als Einsamkeit, ein erbarmungswürdiger Anblick; verhungerte Menschen, die uns um ein Almosen ansprechen; Weiber, die ihre Blöße kaum mit einem kurzen Rocke bedecken, und barfuß durch die Straßen laufen; Kinder, die euch eine Stunde lang mit ihrem Geschrei um eine Kleinigkeit verfolgen; Bauern, die dem Fremden mit frechem Stolze den Weg vertreten. Dieß ist das heutige Pisa.“

Indessen kann der Dichter und der Kunstfreund die Stadt seiner Träume, das einst auf seinen Ursprung und auf seine Denkmäler so stolze Pisa bald

wiederfinden. Er trete bei Seite, er werfe nur einen flüchtigen Blick auf die Palläste Lanfranchi und Lanfreducci, und bleibe nicht eher stehen als auf dem Domplatze, wo er den schiefen Thurm, die Taufkapelle und den Campo santo vor sich hat.

Hier findet er alle Schönheiten der römischen, byzantinischen und gothischen Architektur vereinigt. Der Reichthum des alten Griechenlands hat den erhabenen Baumeistern des Mittelalters die Materialien geliefert. Sie wußten diese kostbaren Überreste aber auch gehörig zu benutzen. Mit welcher Kunst haben sie diese Säulen von Porphyry, von Granit und von andern kostbaren Steinen aufgerichtet! Überall sieht man Aufwand mit Kunst vereinigt. Nur der Markusplatz in Venedig kann jenem in Pisa an die Seite gesetzt werden. Er ist der einzige in ganz Europa, wo sich eben so viele Merkwürdigkeiten auf einem kleinen Raume beisammen befinden, wie auf jenem von Pisa.

Als ich den Dom betrat, war ich vor Verwunderung außer mir: vier und siebenzig Säulen von Granit und von Marmor tragen die unzähligen Schiffe der Kirche; die Decken strotzen von Bildhauerarbeit und von Gold; zwischen den romanischen Arkaden,

welche mit schwarzem und weißem Marmor ausgelegt sind, hat man nach allen Seiten einen überraschender Durchblick; hie und da bewundert man kostbare Mausoleen geistlicher Oberhirten, von Porphyre und Malakit; die prachtwolle Kanzel von Giovanni Pisano wird durch kostbare Säulen getragen.

Etwas abseits gewahrt man eine schöne Madonna von Carro, einen Christus von Tacca und Arabesken von Stagio-Stagi, einem Schüler Michel Angelo's, dessen Meißel sich einer raphaelischen Reinheit rühmen konnte. Es sind die schönsten Arabesken von der Welt. Die kleinen Schiffe sind voll großer Gemälde von modernen Meistern, die eben nicht sehr zu empfehlen sind. Ich warf daher kaum einen flüchtigen Blick auf dieselben, verrichtete mein Gebet und verließ die Kirche, um meinen Enthusiasmus wo möglich noch zu steigern, durch das große romanische Portal, welches vier Stockwerke von Säulengängen aufzuweisen hat, die mit altgriechischen Arabesken verziert sind, und welches mit Recht die berühmten Thore von Bronze, an denen Johann von Bologna seine ganze Kunst verschwendet hat, zu seiner größten Zierde rechnet.

Hierauf betrat ich den Campo Santo, den be-

rühmten Begräbnißplatz der alten Pisaner, ein Denkmal der erhabensten Baukunst, wo so viele Schmerzen ihre Beruhigung fanden. Ich wandelte langsam durch diese orientalischen Gallerien, welche durch zierliche Bogenfenster beleuchtet werden. Vor jedem Grabmale blieb ich stehen, mochte es nun reich verziert oder einfach, kunstlos oder aus Meisterhänden entstanden seyn. Man kann sich der Trauer nicht erwehren, wenn man alle diese gebrechlichen Denkmale sieht, welche zum Zwecke haben, das Andenken berühmter Männer zu verewigen. Ein kalter Schweiß bedeckte meine Glieder, mein Herz klopfte bange, ich fühlte mich schwach und angegriffen.

Trotz dieses unheimlichen Gefühls kehrte ich öfters zu diesen Hallen des Todes zurück. Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo gerade eine solche Todtenstille unserer Seele die verlorne Ruhe wiedergibt, und sie mit frommer Resignation erfüllt. Der Stachel der Leidenschaft stumpft sich dann ab, man wirft einen langen Blick auf die Vergangenheit, und beschäftigt sich mit neuen Plänen für die Zukunft.

Eines Tages erhielt ich einen dicken Brief mit schwarzem Siegel und dem Postzeichen von Genua. Ich zitterte ohne zu wissen warum, ein kalter Schauer durchrieselte meine Glieder. Dieser Brief erfüllte mich schon ungelesen mit Angst und Schrecken. Ich drehte ihn maschinenmäßig von einer Seite auf die andere, und von einem unerklärlichen Gefühl getrieben, begab ich mich auf den Campo Santo, um ihn zu lesen.

Er war von der Hand der schönen Marquise; ein langes Verzeichniß ihrer bitteren Leiden. Sie schrieb mir Folgendes:

„Während Sie unbekannte Gegenden durchstreiften und voll Lebenslust die herrliche Natur Toskana's bewunderten, wo alles in Blumenduft schwimmt; während Sie Länder durchforschten, welche Sie immer weiter von mir entfernten, wurde das ganze Schicksal meines Lebens in einem Augenblicke durch den Dolch eines Mörders entschieden.“

„Ach, wie soll ich Ihnen jenen Tag schildern, der ein ganzes Leben in sich faßt, während mein Herz an der tödtlichen Wunde blutet, die ihm das Schicksal geschlagen hat? Indesß will ich es versuchen. Sie haben so viel Theilnahme an meinem Geschieke

an Tag gelegt, daß ich mich zur ewigen Dankbarkeit verpflichtet fühle; diese Seilen, welche halb von meinen Thränen verwischt sind, mögen Ihnen als Beweis des hohen Vertrauens gelten, das Sie mir einzufloßen wußten.“

„Ich hatte, wie Sie wissen, dem Herrn von L in eine Zusammenkunft zugesagt. Da wir uns auf ewig trennen sollten, konnte ich ihm diese Bitte nicht wohl abschlagen, um so mehr, als ich ihn durch meine Gründe von der Nothwendigkeit unserer Trennung überzeugen mußte.“

Unsere Zusammenkunft sollte in der Vorstadt San Pietro d' Arena Statt finden. Ich mußte meine Zuflucht zu einer Verkleidung nehmen; ich begab mich demnach zu einer meiner Freundinnen, wo ich ein grobes, langes Kleid anzog und meinen Kopf mit einer weiten weißen Mantille bedeckte, wie sie Genueserinnen aus den unteren Ständen zu tragen pflegen. Es war fünf Uhr Abends; ein Gewitter war im Anzuge; allein die schwierige Lage, in der ich mich befand, ließ mich alle Bedenklichkeiten bei Seite setzen.“

„L in erwartete mich in der Tracht eines Schiffers allein in seiner Barke; ich stieg hinein, und bald

flog das leichte Fahrzeug in der Richtung von West nach Ost über die Fluthen.“

„Mitten auf dem sturmbewegten Meere schien das Glück uns einen Augenblick wieder zuzulächeln. Fern von den Verfolgungen der Menschen, genossen wir einen Augenblick der Freiheit, wenn es in der That auch nur ein kurzer Traum war. Ein überhäufte mich mit Fragen und Aufmerksamkeiten; er suchte mich zu bereden, ihm nach Frankreich zu folgen, wo uns, wie er sagte, ein ruhiges, heiteres Leben erwartete. „Alle Aufopferung,“ sagte er mit Begeisterung, „deren ein menschliches Wesen fähig ist, soll Ihnen geweiht seyn, Dolores. Ihre schöne Seele, deren Blüthe durch den Sturm der Zeit und der Verhältnisse geknickt wurde, soll sich durch meine Fürsorge in frischer, schönerer Pracht erheben. Ich will Ihnen mein ganzes Leben, meinen ganzen Ehrgeiz aufopfern und wir wollen, beseelt von der glühendsten Leidenschaft, dennoch in ruhiger Abgeschlossenheit ein stilles, sorgenloses Leben führen.“

„So sprach Ein; allein ich hatte geschworen meiner Pflicht treu zu bleiben, und weder Bitten noch Beschwörungen vermochten meinen Entschluß zu erschüttern. Was wäre das auch für eine Ruhe ge-

wesen, wenn ich jeden Augenblick befürchten mußte, der Marquis könne unseren Aufenthaltsort entdecken, und werde dann blutige Rache an dem Verführer nehmen. Ich machte demnach den Geliebten mit meinem Entschlusse bekannt, und bereitete ihn unter einer Fluth von Thränen auf unsere nahe Trennung vor. Ein wollte anfangs meinen Worten keinen Glauben schenken; als er sich endlich von der Wahrheit derselben überzeugt hatte, machte er mir die bittersten Vorwürfe, indem er behauptete, ich hätte ihn nie geliebt.“

„Auf diese Art waren bereits zwei Stunden verflossen; die Sonne war hinter der französischen See küste untergegangen und die vom Sturme immer stärker aufgeregten Wogen brüllten fürchterlich. Große, gelbliche Wolken mit rabenschwarzen Streifen hingen über unseren Häuptern, von Zeit zu Zeit feurige Blitze entsendend. Das Rollen des Donners vermehrte meinen Schrecken, der Himmel wurde immer finsterner und ergoß über uns eine wahre Wasserfluth. Welche Feder vermöchte meinen damaligen Zustand zu schildern? — Der Wind zerriß das Segel unserer schwachen Barke, als wenn es vom feinsten Stoffe gewesen wäre; wir hatten kein Steuerruder, und

die Kräfte des armen *Lin* waren einer solchen Anstrengung nicht gewachsen. Wir mußten auf eine Landung in *Genua* verzichten, um so mehr, als die Barke durch die Gewalt des Sturmes immer weiter weggetrieben wurde und wir in dem gräßlichen Regen kaum den Schimmer der Hafentlichter unterscheiden konnten. Der Tod schien unser unvermeidliches Loos zu seyn; *Lin* saß mit gekreuzten Armen und betrachtete mich mit Blicken, in denen sich Angst und Mitleid malten, indem er von Zeit zu Zeit den dunklen Abgrund betrachtete, der uns zu verschlingen drohte. Er sprach kein Wort und auch ich beobachtete das tieffte Schweigen. Wir erwarteten beide mit Ruhe und Ergebung das Ende unserer Leiden.“

„In diesem schrecklichen Zustande brachten wir mehrere Stunden zu. Der Regen, der in Strömen auf uns herabfloß, hatte meine Glieder erstarrt; ich lag in einer Ohnmacht. *Lin*, kräftiger als ich, und durch den Anblick meiner Leiden aufgereggt, hatte es durch übermenschliche Anstrengungen dahin gebracht, daß er mit dem halbzerbrochenen Fahrzeuge beim Aufgang der Sonne an der Küste von *Albaro* landen konnte.“

„Mit Hilfe eines Fischers trug er mich in meine

Villa. Dank meiner Verkleidung und der frühen Morgenstunde, hatte man mich nicht erkannt; meine Ehre war nicht bloßgestellt, wiewohl ich halb todt in meinem Pallaste ankam.“

„Der erste Mensch, der uns entgegenkam, war der Marquis!“

„Da ich den vorhergehenden Abend nicht zurückgekommen war, hatte er sich noch vor Anbruch des Tages, von bangen Besorgnissen getrieben, nach Albaro begeben.“

„Erschleichendes Ereigniß! Der Boden meines Zimmers ist noch von dem Blute meines Geliebten geröthet, das mir bei seiner Verwundung bis in's Gesicht spritzte. Zehn Dolchstiche durchbohrten seinen Leib; der Marquis tödtete ihn ohne Mitleid, gleich einem wilden Thiere. Er war wüthend wie ein Tiger und brüllte wie eine Hyäne.“

„Man hat mir nur einen Tag bewilligt, um meine Angelegenheiten zu ordnen, bevor ich der Welt Lebewohl sage. Ich werde Genua nicht wieder sehen und meine übrigen Tage in einem Kloster zubringen. Ich hoffe, daß meine Leiden nicht mehr lange dauern werden. Adieu! Ich fühle mich sehr schwach, und werde nichts mit mir nehmen, als meine Erinnerun-

gen, und die Mantille, welche von seinem Blute geröthet ist. Leben Sie glücklich und denken Sie zuweilen in Ihrem Gebete an die unglückliche

Dolores.

P. Sc. Ich fühle mich etwas erleichtert; ich habe eine mitleidige Seele gefunden, welche mir versprochen hat, Ihnen diesen Brief zuzustellen.“

Ich las diese Zeilen mehrmal hinter einander, bis endlich Thränen über das Schicksal dieser liebenswürdigen Frau mich daran verhinderten. Sofort entfernte ich mich aus dem Campo Santo und traf die Vorbereitungen zu meiner Abreise.

Als ich ein Jahr später nach Genua zurückkam, besuchte ich neuerdings die schöne Villa auf den Hügeln von Albano, allein ich fand sie verlassen. Eine traurige Erinnerung umschwebt diesen Ort, wo einst die Freude thronte. Dolores ist nach dreimonatlichem Leiden in eine bessere Welt hinübergegangen, und der Marquis hat in Neapel seine Frau und seine Eifersucht vergessen.

Ich reiste von Pisa ab und begab mich nach Livorno, um mich daselbst auf einem toskanischen Packetboote einzuschiffen. Wir lichteten Abends, wäh-

rend eines herrlichen Sonnenunterganges die Anker; gegen Westen sah man ein glühendes Feuermeer, gleich dem Widerscheine einer ungeheuren Feuerbrunst, während gegen Osten der Himmel in ein zartes Grau gehüllt war, aus welchem die goldenen Sternlein schimmernd blinkten. Endlich breitete die schweigsame Nacht ihre dunklen Schwingen aus; man hörte nichts als das Geräusch der Wogen, die sich an dem Räderwerk der Dampfmaschine brachen, und durch dieselbe emporgeschleudert in unzählige phosphorartig leuchtende Perlen zerstoben. Gestützt auf das Geländer des Verdeckes bewunderte ich dieses schöne Schauspiel der Natur und genoss die Ruhe einer heitern, poetischen Nacht, indem ich die wunderbare Großartigkeit anstaunte, deren Stempel Gott jedem seiner Werke aufgedrückt hat. Ich mochte wohl schon mehrere Stunden in dieser Träumerei zugebracht haben, als plötzlich neben mir die raube Stimme des Unterfeuermannes ertönte:

„Da liegt die Insel Elba vor uns.“

Ich betrachtete aufmerksam die nahen Küsten dieses Eilandes, dessen Name durch den kurzen Aufenthalt des bezwungenen Weltbezwingers bekannter geworden ist. Hier suchte der gelähmte Adler neue

Kräfte zum Aufflug zu sammeln, um dann in *St. Helena* auf immer unterzugehen.

Bei Tagesanbruch schifften wir noch immer auf den blauen Wogen des tyrrhenischen Meeres. Endlich landeten wir in dem armseligen Hafen von *Civita vecchia*. Es war gerade Sonntag, und wiewohl ich einige Landsleute angetroffen hatte, verfloß mir der Tag nur langsam unter der mit Lumpen bedeckten Bevölkerung. Das einzige Schöne und Merkwürdige, was ich in *Civita vecchia* sah, war ein junges Mädchen von den balearischen Inseln, ein Engel an Schönheit. Gehüllt in ihre weite Mantille von schwarzem Gaze, wußte sie den spanischen Fächer mit bewunderungswürdiger Grazie zu handhaben.

Wir schifften nun die päpstliche Küste entlang; ich sah die Mündungen der *Tiber*, nicht weit davon *Rom*, das so oft beschriebene und doch stets neue *Rom*. Dann erblickte ich *Ostia* und *Capo d'Anzo*, das alte *Antium*, eine volskische Stadt, der Geburtsort *Nero's* und ein von jedem Künstler hochverehrter Ort. Nach fünfzehn Jahrhunderten der Barbarei fand man dort jene berühmten Statuen: den sterbenden Gladiator und den *Apollo* vom *Belvedere*. Im Hintergrunde des Vorgebirges erscheint die

weiße Stadt Nettuno; ein schöner Name für ein elendes Nest. Weiterhin sieht man die Festung Astura, berühmt wegen Frangiyan's Verrath, welcher den jungen Conradin, den letzten Hohenstauffen, der sich hierher geflüchtet hatte, an seine Feinde auslieferte. — Hier schiffte sich Cicero ein, als er sich auf seine Villa Formia begeben wollte; unterwegs fiel er den Mördern in die Hände, welche die Triumviren gegen ihn abgesandt hatten. — Weiter bemerkt man die runden Anhöhen des Circeischen Vorgebirges; wem siele hier nicht der schöne Gesang aus Homer's Odysee ein, in welchem die Leiden der Gefährten des Ulysses geschildert werden?

Endlich ist es ganz finster geworden; Terracina und das reizende Gaëta bleiben verborgen im nächtlichen Dunkel. Sobald der Morgen graute, war ich wieder auf dem Verdeck. Das Wetter war noch trübe und die Sonne bemühte sich vergeblich, den Schleier der Wolken zu durchbrechen; in weiter Ferne erblickte man die zerrissene Bergkuppe der Insel Ischia. Procida erhob sich noch kaum aus dem Nebelkreise. Nach einer schnellen Fahrt kommt man ganz nahe bei diesen beiden Inseln vorüber. Nicht lange darauf läuft man in den Hafen von Neapel

ein, während das mysenische Vorgebirge, *Baja* und *Pozzuoli* links bleiben, und die Insel *Caprea*, die wie ein auf dem Wasser liegendes Krokodil aussieht, den Golf zu schließen scheint. Der Himmel ist finster und regnerisch; ein kalter Wind peitscht die Wogen des Golfes und der Vesuv ist in eine Rauchwolke gehüllt, die aus dem Krater emporsteigt und von dem Winde auf den schwarzen Regal des Berges zurückgetrieben wird.

Neapel.

Endlich befand ich mich in dieser so sehr gerühmten Stadt, in diesem Eldorado Italiens, das so viele Lobredner begeistert hat, in diesem irdischen Paradiese, wo man nichts als Blumendüfte athmet.

Auf dem breiten Abhange eines Hügel, der gegen Osten von dem Vesuv, gegen Westen von dem Vorgebirge *Posilippo* begrenzt wird, erblickt man prächtige Landhäuser und unter ihnen im Vordergrund eine große, weiße Stadt, welche von mehreren Festungen beschützt wird. Weit vorn im Meere steht das *Castel d'uovo*, weiter das *Castel nuovo* und der befestigte Thurm des *Molo*, links endlich

erblickt man einen ewigen Garten, der mit Eichen, Akazien und Platanen bepflanzt ist, und über demselben die Palläste von Chiaja. — Dieß ist Neapel.

Wenn gerade der Himmel rein ist, wenn die blauen Wogen des Golfes schimmern, und die brennende Sonne mit ihren Strahlen die Hügelreihe bei Posilippo vergoldet; wenn der Vesuv in eine graue Atmosphäre gehüllt, gleich einem Dämon auf die Ebene von Pompeji, Resina und Portici dräuend herabblickt; wenn die Kette der Apenninen, an deren Abhängen Sorrento und Vico, Cesareo und die Gärten von Castellamara liegen, und die ganze umliegende Natur von den Strahlen der Abendsonne glänzend beleuchtet ist, und man sich gerade in diesem Augenblicke in einer leichten Barke auf den azurnen Wellen des Golfes wiegen läßt: dann erblickt man Neapel in seiner ganzen hinreißenden Schönheit, in seiner vollen Majestät.

Doch bei weitem minder günstig zeigt sich Neapel dem Beschauer seines Innern. Wenn wir die Toledo-Straße, worauf die Neapolitaner so stolz sind, wenn wir seine Palläste, seine Kaufmannsgewölbe, seine abscheulichen, winklichen, schmutzigen Straßen untersuchen, wenn wir die Sitten der

untern Volksklassen näher beobachten: so werden wir auf Manches stoßen, was uns nicht zusagen dürfte.

Der westliche Theil des Golfes von Neapel ist der berühmteste, und doch bei weitem nicht der schönste. Das mysenische Vorgebirge hat wenig Bemerkenswerthes aufzuweisen. *Bauli* ist ein elendes Dorf an der Meeresküste, das man bloß besucht, um das Grabmal *Agrippina's* und einen kleinen Venusstempel zu sehen. Die Decke des Ersteren ist mit prächtigen Arabesken verziert, die jedoch durch den Qualm der Pechfackeln ungemein gelitten haben; der Tempel ist von einer äußerst zierlichen Bauart. — Es gibt eine Menge Ruinen und Örter, die einen berühmten Namen haben, und wo doch nichts zu sehen ist. Die neapolitanische Großsprecherei und die grenzenlose Lobhudelei der Reisenden sind daran Schuld, daß Alles voll Begeisterung dahinfließt; aber wie furchtbar wird man oft enttäuscht! Wie viel vergebliche Mühe gibt man sich, und welchen Prolereien setzt man sich aus! — Die Fabel von dem Berge, der eine Maus gebiert, findet hier ihre volle Anwendung. — *Vajá*, wo die Römer ihre berühmtesten Saturnalien feierten; *Vajá*, das durch *Lamartine* neuerdings berühmt geworden ist, was ist

es anders, als ein hoher, zerklüfteter Berg, ein weißlicher Meereshügel, auf dem man einige alterthümliche Ruinen und die Einfahrt zu den unterirdischen Gängen erblickt, welche zu Nero's Schwefelbädern führen? Der See *Lucrino* liegt am äußersten Ende, zur Hälfte von dem *Monte nuovo* verschüttet: überall begegnet man einer rauhen, wilden, unfruchtbaren Natur; einige Fichten, deren Umrisse sich scharf an dem reinen Himmel abzeichnen, bilden angenehme Ruhepunkte für das Auge, und in der Ferne erblickt man jenseits der Trümmer von *Caligula's* Brücke, gleichsam im Meere liegend, die kleine und schmutzige Stadt *Pozzuoli*.

In der glänzenden Periode *Roms* muß *Pozzuoli* ein wichtiger Platz gewesen seyn; wenigstens läßt sich dieß aus den prachtvollen Trümmern schließen, mit denen es noch jetzt übersät ist; die drei Säulen aus dem Tempel des serapischen Jupiters, so wie die kostbaren Marmorarten, die man täglich bei Nachgrabungen findet, geben uns einen hohen Begriff seiner ehemaligen Pracht. Eben so merkwürdig scheint das Amphitheater gewesen zu seyn. — Einige Schritte weiter stößt man auf die Akademie *Cicero's*, jetzt ein halb eingefallenes Gewölbe;

dann auf das Labyrinth des Dädalus und auf die Gräber. — Eine Stunde davon ist der avernische See; die Ruinen von Cuma, deren Einwohner der Sage nach so wohlhabend waren, daß sie nie anders öffentlich erschienen, als zu Wagen und ganz mit Gold bedeckt; die berühmte Sibylle mit ihren verfallenen Kammern, wahre Luftlöcher der Hölle; dann die elysäischen Felder; die Gefängnisse Nero's; die Hundsgrotte und eine Menge anderer Ruinen und Alterthümer, die tausendmal beschrieben und von Dichtern besungen wurden, wiewohl sie nichts für sich haben, als glänzende Namen.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich zwar die Alterthümer, so fern sie etwas Merkwürdiges an sich haben, wie z. B. großartige Baureste, aus deren Trümmern noch Kunst und Poesie hervorleuchten, ungemein schätze und verehere, daß ich mich aber sonst durchaus nicht für eine bloße Ruine als solche begeistern kann, wie so manche Reisende, die vor Enthusiasmus außer sich sind, wenn sie die Spitze des mysenischen Vorgebirges erblicken, weil dort Aeneas seinen Trompeter begraben ließ, oder weil Herkules bei seiner Rückkehr aus Spanien von seinen Thaten ausruhend auf dieser öden Küste verweilte,

oder endlich, weil Plinius, der Naturforscher, sich daselbst einschiffte, um den bekannten Ausbruch des Vesuvus, welcher unter der Regierung des Titus im Jahre 79 Statt fand, näher zu beobachten, bei welchem Versuche er auch das Leben einbüßte.

Als ich in Pozzuoli ankam, wurde mein Wagen sogleich von einer ganzen Horde Ciceroni umringt; es mochten deren wohl gegen zwei und zwanzig gewesen seyn. Diese Leute fielen mit einem furchtbaren Geschrei über mich her und wollten mich gleichsam zwingen, sie alle in meine Dienste zu nehmen. Vergeblich suchte ich dieses lästige Gezücht durch rauhe Worte los zu werden, sie antworteten mir mit lauter Eccellenza's. Um sie vom Halse zu bekommen, mußte ich ihnen endlich mehrere Antiquitäten von gestern, z. B. Lampen und anderes derlei Zeug, was in Neapel, so wie in Rom in eigenen Fabriken erzeugt wird, abkaufen.

Neapel selbst hat nichts aufzuweisen als Chiaja und die Toledo-Straße. Alles Übrige ist abscheulich. An großartigen Denkmalen fehlt es durchgehends. Die Baukunst scheint sich nicht hieher verirrt zu haben; unter den zweihundert Kirchen würde es schwer halten, ein schönes Schiff oder ein groß-

artiges Portal herauszufinden. Sehr wenige darunter, wie z. B. die Kirche des h. Januarius und die Karthause San Martino können sich rühmen, Verzierungen von Marmor, Goldarbeiterei oder Malerei zu besitzen. Die Karthause hat eine schöne Sammlung von Gemälden Ribeira's. In den übrigen Kirchen werden meistens Copien für Originalgemälde ausgegeben.

Die Mäßigkeit ist eine allen Südländern eigene Tugend. Auch in Neapel kennt man jene Schwelgerei mancher nordischen Städte nur dem Namen nach. Nach Tische schläft man einige Stunden; wenn die frische Abendluft Chiaja mit ihren Wohlgerüchen erfüllt hat, macht man Toilette und der Ärmste sucht für sein Wägelchen einen Platz in der Reihe glänzender Equipagen zu finden, welche sich von der Strada Toledo nach Posilippo bewegen. — Diese Spazierfahrt ist sehr interessant; es hat den Anschein, als hätten sich alle Nationen des Universums daselbst ein Stelldichein gegeben. Der Beobachter findet hier reichen Stoff zu interessanten Bemerkungen.

Wenn dann die dunkle, kühle Nacht hereinbricht, halten alle diese lärmenden Equipagen vor den

Buden, wo Gefrorenes feilgeboten wird; alles schlürft die erfrischenden, von Blumen und Früchten duftenden Sorbetti. Nun ist die Straße Toledo angefüllt mit Spaziergängern, Krämern und mitunter auch Beutelschneidern. Man drängt, man stößt, man verfolgt einander; man kommt und geht nach allen Richtungen. Das Rollen der Equipagen, das Klatschen der Kutscher, das Geschrei der Bedienten hat aufgehört; dafür ertönen Tausende von Stimmen: man schreit, man lacht, man brüllt; denn es gibt kein Volk auf Erden, das lärmender wäre, als das neapolitanische.

Bei allen seinen Fehlern hat Neapel doch immer seinen glänzenden Himmel und seine antiquarischen Schätze, die für jeden Künstler und gebildeten Reisenden von unschätzbarem Werthe sind. Dort steht man die bewunderungswürdige Gallerie, in welcher die Meisterstücke aufgestellt sind, die man in Pompeji, Herculanium, Stabia, Cuma, Capri, Pästum und Capua ausgegraben hat. — Die schönsten Statuen aus dem Zeitalter des sicilischen Griechenthums sind hier vereinigt.

Auch große Maler haben ihr Schärfflein zur Verherrlichung Neapels beigetragen. Andrea Vacc-

caro und il Zingaro erinnern an die Wiedergeburt der Kunst; Donzelli an den deutschen Maler Albrecht Dürer; il Calabrese und Solimena zeichnen sich durch hohes Talent aus, und die berühmte italienische Schule des sechzehnten Jahrhunderts ist hier wie in Rom und Florenz eben so bewunderungswürdig durch die Zahl als durch die Schönheit ihrer Werke. — Die Sammlung etruskischer Vasen, ist die schönste die man kennt.

Was aber Neapel ganz eigenthümlich ist, das sind die unzähligen Sammlungen römischer und griechischer Bildhauerwerke, in Bronze und in Marmor, in Stein und Alabaster, in Backsteinen und Granit. Die Meisterstücke wachsen gleichsam aus der Erde, das Auge wird durch die Fülle der Gegenstände geblendet. Was soll man zuerst erwähnen? Den Kopf des Seneca, der zugleich Nachdenken und Leiden ausdrückt? Die Balbus, deren jeder ein Meisterstück ist? Den Archimedes? Die Bacchusse? Eine Vestalin, die bis an's Kinn drapirt ist? Die hinreißende Gruppe des Bacchus und Amor? Die herrliche Juno? Die Livia? Vor allem wohl die Venus Kallipyga.

Ich hatte oft von dem Pallaste und dem Garten

(delizie) von Caserta, einer kleinen Stadt am Fuße der Gebirge, fünfzehn Stunden von Neapel, reden hören; ich begab mich demnach dahin. Die Straße dahin ist von bewunderungswürdiger Schönheit; sie zieht sich rechts um den Vesuv und so weit das Auge reicht, sieht man nichts als Ebenen von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit. Der Pallast wurde von Vanvitelli erbaut, einem Architekten, dessen Werke dem Rufe keineswegs entsprechen, den er hinterlassen hat. Caserta ist schwerfällig, ohne alle Eleganz, und hat nichts was den Beschauer fesseln könnte, als seine imposante Massa. Die Stiege ist in einem glänzenden Style erbaut und mit sicilianischen Statuen geziert. Die Gemächer sind nichts weniger als prächtig eingerichtet, die Gemälde nicht sehr zahlreich und ziemlich schlecht, selbst jenes von Raphael Mengs nicht ausgenommen, der vielleicht seine Berühmtheit nur seiner Verbindung mit dem unvergleichlichen Winkelmann zu verdanken hat.

Dagegen sind die Gärten (le delizie) alles Lobes werth; es gibt in diesem ungeheuren Parke bezaubernde, schattige Plätze, geheimnißvoll. Haine und Ebenen, die ganz mit Blumen bedeckt sind. Vom Gipfel des Berges entspringt eine künstliche Quelle,

welche sich tobend und brausend wie ein schäumender Waldstrom über große, schwarze Felsen stürzt, kleine Wasserfälle, Springbrunnen und kleine Seen bildet, sich dann plötzlich unter die Erde verliert, um in einiger Entfernung als ziemlich großer Teich zu erscheinen, aus dem sich ein kleiner Strom ergießt, an dessen Ufern man einen herrlichen chinesischen Kiosk erblickt.

Ich nahm den Rückweg über Maddalone, wo man einige höchst romantische alte Schlösser sieht; man kommt auch bei der berühmten Wasserleitung des *Vanvitelli* vorüber, die bei den Neapolitanern in so hohem Ansehen steht. Diese Wasserleitung führt das Wasser nach *Caserta*, indem dieselbe durch drei Stockwerke hohe Arkaden zwei Berggipfel mit einander verbindet.

Als ich Abends nach Neapel zurückkam und mich in die große Bude in der Straße *Toledo* begeben wollte, um einige *Sorbetti* zu nehmen, stieß ich auf eine ungeheure Menschenmenge, die sich lärmend, stoßend und tobend durch die Straßen drängte, und welcher eine Abtheilung Fackelträger folgte. Nach vielen Bemühungen gelang es mir endlich in die erste Reihe zu kommen, wo ich dann ein äußerst interessan-

tes Schauspiel erblickte. Es war die Bruderschaft der rothen Büssenden; alle Mitglieder derselben trugen purpurfarbne Röcke, über den Kopf eine mit einer Maske versehene Kapuze, und einen Wachsstock in der Hand; so begleiteten sie einen Sarg, der gleichfalls mit purpurfarbnem Sammt überdeckt war, an dessen Rande man Goldstickereien angebracht hatte. Diese Männer, welche alle dem hohen Adel angehörten, recitirten mit langsamer, feierlicher Stimme die erhabenen Psalmen Davids, welche dann zuweilen von dem Volke, das dem Leichenzuge folgte, wiederholt wurden. Diese alterthümliche, höchst feierliche Ceremonie, verbunden mit dem Dunkel der hereinbrechenden Nacht, machte auf mich einen tiefen Eindruck; ich folgte dem Zuge eine Weile, und als ich wieder in die Toledostraße zurückkam, konnte ich nur mit Mühe meinem Borne gebieten, als ich sah, daß auf demselben Platze, wo so eben die Diener der Religion einen Mitmenschen auf seinem letzten Gange begleitet hatten, Wüstlinge aller Art ungescheut ihr Unwesen trieben.

Herculannum, der Versus und Pompeji.

Man hat über diese berühmten Orte so viel geschrieben, man hat diese Schwesterstädte, welche dem

Riesen, der sie so oft vernichtet hat, zur Basis dienen, so oft geschildert, daß ich nicht viel Worte darüber verlieren will. Ich will bloß meine Gefühle beim Anblick dieser merkwürdigen Gegenstände darlegen, die gewiß ihr Eigenthümliches haben, da der Eindruck, den solche Dinge auf uns machen, von den jedesmaligen Verhältnissen der Stimmung und des Wetters abhängt.

Ich besuchte nur flüchtig die Gärten und das königliche Schloß zu Portici. Außer einigen kostbaren Mosaiken, die man aus Herculanium und Pompeji entlehnt hat, findet sich nichts Merkwürdiges in dieser königlichen Villa.

Die Gärten sind von großem Umfange; in der Mitte derselben befindet sich eine kleine Festung und weiterhin auf einem Hügel eine Menagerie.

Herculanium liegt unterhalb Portici; in der breiten Straße hat man eine große Ausgrabung vorgenommen und ist auf das alte Theater gestossen. Außerdem wurden noch fünf oder sechs Häuser freigelegt, die aber so viele Ähnlichkeit mit jenen zu Pompeji haben, daß wir alles, was darüber zu sagen ist, auf diese Stadt beschränken wollen.

Denselben Tag wollte ich auch den Besuch be-

steigen. Der Himmel war mattblau, die Sonne stechend; ich beredete noch einen jungen Menschen, mich zu begleiten und so traten wir denn unter der Leitung eines Führers unsern Weg an, von dem wir uns nur Angenehmes versprachen. Unsere erste Rast hielten wir bei dem Hause des ehrwürdigen alten Eremiten, der uns mit aller Zuvorkommenheit aufnahm. Wir ruhten uns einige Zeit unter den großen Bäumen aus und setzten dann unsern Weg fort. Nach unsäglichem Beschwerden auf dem unsicheren, mit Gerölle bedeckten Regels langten wir endlich bei dem Krater an. Wir mochten von Portici etwa drei Stunden unterwegs gewesen seyn.

Wenn man die Bergebene, welche mit Schlacken von schwarzer Lava bedeckt ist, hinter sich hat, genießt man vom Fuße des Regels eine reizende Aussicht. Unstreitig ist dieß einer der schönsten Punkte der Welt. Man überblickt den ganzen Golf, und Neapel liegt auf seinen grünen Hügeln gleich einem Amphitheater von Marmor vor unseren Augen. Ischia, Procida und Caprea scheinen auf dem Meere gleich riesigen Leviathans zu schwimmen, und unter den Füßen des Beschauenden liegt ein Abhang von wahrhaft poetischer Schönheit, von einer unendli-

chen Abwechslung, umspült von dem reizendsten aller Meere.

Als ich diese erhabene Landschaft betrachtete, ereignete sich vor meinen Augen ein wunderbares Phänomen. Die Wogen des Golfes, die sonst so schön blau sind, veränderten plötzlich die Farbe; man sah nur eine weite, durchaus weiße Fläche, von mattem, schwerfälligen Ansehen; es war gerade als ob sich eine unermessliche Schneefläche im Sonnenschein unmerklich bewegte.

Rechts erblickte ich die Kahlen, zerklüfteten Wände der *Somma*, eines alten, bereits erloschenen Kraters, welche das Licht in den mannigfaltigsten Nuancen zurückwarfen, indem sie bald roth, bald violett, bald blaß erschienen, worauf dann plötzlich starke Schatten folgten, die sich gleichsam in diesen finstern Schluchten verloren. Es war in der That ein außerordentliches Schauspiel. Ich war ganz außer mir vor Begeisterung über so viele wunderbare Erscheinungen, welche die Natur dem Menschen so häufig darbietet; ich suchte die Ursache dieses Phänomens zu ergründen und glaubte sie darin gefunden zu haben, daß die Sonne sich eben stark gegen Westen neigte und folglich die Fluthen des Golfes sehr schräg

beschieden, weshalb die Strahlen aus der Tiefe des Wassers nicht zu mir gelangen konnten, wodurch eigentlich die schöne blaue Farbe bedingt wird.

Der Kegel des Vesuvius ist am Gipfel sehr abgestumpft; er mag eine Stunde im Umkreise haben. Wahrscheinlich wird der nächste Ausbruch den großen Erichter ausfüllen und einem neuen Krater auf dem höchsten Gipfel des Kegels links, nächst der *Somma* Platz machen; denn dort bemerkt man schon einen schwefelhaltigen Hügel, der zuweilen raucht. Der kleine Feuerschlund, in der Richtung von *Neapel*, scheint weniger Besorgnisse einzuslößen; dort halten sich gewöhnlich die Führer auf, um Eier zu bereiten. Allem Anschein nach wird die Lava längs der Abhänge der *Somma* ihren Lauf nehmen.

Nachdem wir die östliche Seite des Kraters erreicht und das Echo des unergründlichen Schlundes durch hinabgewälzte Lavastücke geweckt hatten, betrachtete ich die neue Landschaft, die sich jetzt zu meinen Füßen in großer Entfernung aufrollte. Auf der einen Seite wird der Horizont von der herrlichen Kette der Apenninen begränzt, die eine weite, fruchtbare Ebene einschließen, auf der man weiße Dorfschaften, prächtige Landhäuser, malerisch gelegene

Häusergruppen entdeckt; mitten darin liegt Pompeji, die römische Stadt, die erst unlängst aus ihrem Grabe hervorgerufen wurde, ein Diamant, der zwanzig Jahrhunderte hindurch begraben lag. — Rechts erstrecken sich Torre del Greco und Torre dell' Annunciata bis ins Meer, gleich blendend weißen Schwanen; der Golf, welcher seinen Halbkreis bei Castellamare schließt, bespült die bezaubernden Küsten von Vico und Torrento, um jenseits der Insel Caprea seine Bogen mit den dunkelblauen Fluthen des sicilianischen Meeres zu vermischen.

Dieses Schauspiel stimmte mich zu dichterischer Begeisterung. Meine Seele, von Enthusiasmus hingerissen, fühlte sich beglückt. Beim Anblick dieser erhabenen Scenen vergißt man alle Leiden, und wenn es möglich wäre, vergäße man auf einen Augenblick das eigene Vaterland. In einem solchen Augenblick verhallt die heilige Stimme der Freundschaft und der fernern Liebe, man ist bezaubert, hingerissen. — Alles verschwindet vor dem erhabenen Schauspiel, das die Natur uns bereitet und das der Mensch verschönert hat. Die trockene Philosophie zieht sich in den Hintergrund zurück; alle Kräfte der Seele erhalten

einen neuen Schwung, man gibt sich einer besseren Zukunft hin; unser ganzes Wesen stählt sich auf eine wunderbare Weise, die Seele erhebt sich gegen Himmel und schwelgt in seliger Lust.

Ich verabschiedete nun den Führer, der uns von Portici heraufgeleitet hatte, da ich geradezu gegen Pompeji hinabzusteigen Willens war; mein Begleiter wollte sich, der vorgerückten Dämmerung wegen nicht dazu verstehen, ich aber ließ mich nicht abhalten und begann kühn meine gefährliche Wanderung; kaum hatte ich jedoch einige Schritte auf dem Gerölle gemacht, als der Boden unten mir zu weichen anfing, und ich gezwungen wurde, zehn Minuten hindurch mehr hinabzustürzen als zu gehen, ich hätte eine gute Stunde nöthig gehabt, um wieder zu dem Punkte zu gelangen, von dem ich meinen Lauf begonnen hatte. Dieser Umstand bestimmte mich und meinen Begleiter den einmal begonnenen Weg fortzusetzen und wir machten nicht eher Halt, als bis wir nach einem gefährlichen Laufe von mehr als einer Stunde den Fuß des Berges erreicht hatten. Es war dieß allerdings eine Unklugheit, die meinem Gefährten beinahe theuer zu stehen gekommen wäre; er fiel und rollte einigemal wie eine Kugel um sich.

selbst; wäre er unglücklicherweise zwischen Lavaschlacken gekommen, so hätte er sich bedeutend beschädigen können.

Der Abend war hereingebrochen; unser Weg führte uns durch eine herrliche Landschaft mitten durch eine frohsinnige Bevölkerung, die zugleich wohlhabend und voll einnehmender Gefälligkeit zu seyn schien. Jedermann grüßte uns, eine Höflichkeit, die uns sonst nirgends in Campanien widerfahren war. Wie gerne wäre ich acht Tage unter diesen guten Leuten geblieben, fern von der großen Welt, fern von den lärmenden, entsittlichten Neapolitanern, um mich in diesem einsamen Thale ganz dem Genuße der Natur und der Betrachtung zu überlassen. Jeder Schritt führte uns zu neuen, interessanten Scenen. Bald war es eine Menge junger und alter Schnitter, die von den Feldern zurückkamen, indem sie sich allerlei Geschichten erzählten oder ihre alten, munteren Nationalgesänge anstimmten; bald eine einzelne Familie, die von Castellamare zurückkam, auf dem schwerfälligen Wagen sitzend, den ein Paar Ochsen langsam und bedächtig zogen. Weiter sahen wir eine Schaar junger hübscher Mädchen, in ihren goldgestickten Leibchen, mit dem plattausliegenden, weißen

Kopfsuge, die in Gesellschaft ihrer Geliebten von dem Markte zu *Vico* zurückkamen; man hörte nichts als lärmende Stimmen, komische Gefänge, tolles Lachen. Sobald uns eine solche Gruppe ansichtig wurde, unterbrach dieselbe auf einen Augenblick ihre Unterhaltung, um uns mit jenem Scharfblick zu mustern, der den Völkern dieses Landes eigen ist, worauf sie dann mit würdevollem Ernste eine gute Nacht wünschten.

Ich kann es nicht beschreiben, wie sehr mir diese neue, eigenthümliche Erscheinung gefiel; ich glaubte in einem idealischen Lande zu wandeln. Ich wünschte noch *Pompeji* zu sehen; ein junger Bauer bot sich uns als Führer an, und wir trafen mit Einbruch der Nacht in dieser alterthümlichen Stadt an.

Da es schon so spät war, wollte man uns nicht erlauben, in das Innere derselben zu dringen, was mich sehr verdross; denn es wäre mir höchst interessant gewesen, diese merkwürdigen Ruinen während der feierlichen Stille eines Frühlingsabends zu durchwandern. Lange stand ich in tiefe Betrachtung versunken vor dem Hause und den Gärten des *Diomedes*; ich konnte mich von dem Anblick jenes *Portikus* nicht trennen, unter dem sieben und zwanzig Per-

sonen erstickten, und ich versetzte mich in Gedanken an jenen Tag, an welchem dieses furchtbare Unglück über Campanien hereinbrach.

Es war schon sehr spät, als wir unseren Rückweg nahmen; um Mitternacht kamen wir halb verhungert und erschöpft von Durst und Müdigkeit in Castellamare an. Ich rechne diesen Tag zu den schönsten, genussreichsten und glücklichsten meines Lebens.

An den folgenden Tagen besuchte ich nach und nach die ganze Meeresküste und die Inseln dieses Golfes; dann begab ich mich wieder nach Pompeji, um mit Muße alle Merkwürdigkeiten desselben zu besichtigen, an die sich so viele interessante Erinnerungen knüpfen.

Als ich durch die Straße der Gräber wandelte, verschwand die Sonne eben vom Horizonte; nur einige Strahlen flimmerten noch über die Gipfel der Bäume und tauchten dann in dem Oceane unter, der inzwischen ganz roth geworden war. Kein Lüftchen regte sich, es herrschte die vollständigste Ruhe in der Atmosphäre. Ich befand mich allein, mitten auf der Straße; meinen Cicerone hatte ich fortgeschickt, denn ich hatte diese Gattung Leute, die sich mit ihrem elenden Gewäsche im Angesichte der größten Denkmäler breit

machen. Eine tiefe Trauer ergreift das Herz, wenn man vor diesen Ausgrabungen stehen bleibt. Auf diesem Plage wurde eine ganze Bevölkerung verschlungen, verschüttet und unter der glühenden Asche erstickt. Was müssen das für Leiden, für Zammertöne, für fruchtlose Anstrengungen gewesen seyn, sich das Leben zu retten! — Ich sah auf einer Masse versteineter Asche den Abdruck des Oberleibes eines weiblichen Wesens. Vielleicht war sie Mutter, sie rief ängstlich nach ihren Kindern, nach ihrem Gatten, die vielleicht unweit von ihr, vielleicht in ihren Armen erstickten. Welch ein weites Feld für die Phantasie!

Damals hatte die Civilisation an diesem Orte den höchsten Gipfel erreicht. Auf allen Straßen sah man Meisterstücke der Kunst, die Wände der Häuser frosteten von geistreichen Verzierungen; jeder Pallast, jedes Haus hat die schönsten Statuen von Bronze und von Marmor aufzuweisen. In jenem Zeitalter feierte der Menschheit Geist seinen höchsten Triumph. Welch ein bewunderungswürdiges Jahrhundert! — Mit h r i s t o s, die Schwäche der Nachfolger A l e x a n d e r des Großen benützend, hatte Athen, Thracien und Macedonien erobert. Aufgeblasen durch seine Erfolge und durch die blutigen Zerrwürfnisse des M a r i u s

und Sylla aufgemuntert, wagte er es gegen alles Völkerrecht, die Gesandten des römischen Senats zu tödten, worauf er in verdoppelter Wuth, Phrygien verheerte. Dieser Eroberer wußte seinen Waffen mehr Nachdruck zu geben, als selbst Alexander der Große.

Zwei Jahre später zog Sylla als Sieger in Athen ein; er zwang den Marius zum Selbstmorde, hielt seinen Einzug in Rom, ließ sich zum beständigen Dictator ernennen, und nachdem er die höchste republikanische Ehre errungen hatte, ward er der menschlichen Größe überdrüssig und stieg selbst zu dem Range eines einfachen Bürgers herab.

Nun erhob sich Pompejus und Cäsar auf den Flügeln des Glückes. Der Erstere besiegte den großen Mithridates, raubte dem Tigranes die Krone von Armenien und zwang die Syrier zu einem jährlichen Tribute.

Cicero, ein neuer Demosthenes, hielt in dem Senate seine ergreifenden Reden; er gab der lateinischen Sprache den erhabenen Ausdruck, die lakonische Kürze, die Feinheit der bewundernswürdigsten aller Sprachen. Jeden Tag trat er entweder als Kläger oder als Vertheidiger eines Ange-

klagten auf. Er entdeckte die Verschwörung *Catiline's*, erwarb sich ein ungeheures Vermögen, bekleidete die höchsten Ehrenstellen, und wie es in republikanischen Staaten schon zu gehen pflegt, er wurde von seinen Neidern (denn Nebenbuhler hatte er keine) angefeindet und verklagt. Man zog seine Güter ein, verwies ihn nach *Thessalonica*, berief ihn wieder zurück, überhäufte ihn mit Würden und Ehrenstellen, und gestattete ihm sogar, Denkmäler zu seiner Ehre zu errichten, eine bis dahin unerhörte Sache.

Nach den Kriegen zwischen *Cäsar* und *Pompejus*, nach den Siegen in Spanien und bei *Pharsalus*, nach der traurigen Katastrophe in *Ägypten*, wurde *Cäsar*, der *Pharnaces* und alle seine Nebenbuhler besiegt hatte, zum Imperator ernannt. Nachdem dieser große Mann sein Leben unter den Dolchen der Republikaner *Brutus* und *Cassius* ausgehaucht hatte, bildete sich das Triumvirat des *Octavius*, *Lepidus* und *Antonius*. Die Folge davon war, daß *Cicero*, der tödtliche Feind jener Männer, bei *Formia*, unweit vom Hafendamme von *Gaeta*, ermordet wurde.

Welche ereignißvolle Zeiten! — Die Schlacht

bei Actium dängte die Felder mit römischem Blute und lieferte Rom unter die Herrschaft der Cäsaren. Im Occident fanden schon bedeutungsvolle Bewegungen statt; man schien dort den nahen Verfall der Römer zu ahnen und arbeitete bereits an der Befreiung vom Fremdenjoch. Überall nichts als Kriege und große Männer!

Die schönen Künste und Wissenschaften hatten Männer aufzuweisen, welche würdig waren, den größten Feldherrn an die Seite gestellt zu werden. Atticus der Athenienser und Cicero's Freund, schrieb mit eben so viel Gelehrsamkeit als Feinheit seine Lobreden und Annalen. C. Nepos folgte seinen Schritten und Quinctius Atta, C. Statius und Trabeas waren die Nachfolger des Karthaginers Terentius.

Nun kam das Zeitalter des Augustus, eine Regierung, bei deren Beginn Ströme von Blut vergossen wurden, und die sich auf blumigen Pfaden endigte; ein glänzendes Meteor, das mit seinem Lichte die ganze Welt erleuchtete. Unterstützt von dem Campanier Vitruv, ließ der Kaiser das alte aus Backsteinen erbaute Rom niederreißen, um es in Marmor wieder herzustellen. Von Augustus

und Mäcenäs beschützt, bereichert und mit Ehren überhäuft, erhoben sich Horaz und Virgil aus den unteren Klassen der Gesellschaft, als Poeten ersten Ranges, deren Geist die Himmelsräume durchstreifte, die ihren Beschützern angenehme, heitere Stunden verschafften, sie durch ihre Gedichte unsterblich machten und die alten Römer eben so begeisterten, als Homer durch seine himmlischen Gesänge die Griechen bezauberte.

Ovid und Propertius, Catull und Tibull, zartfühlende Dichter, besangen die Liebe mit unendlicher Feinheit und Grazie. Die Gedanken, welche sie in Verse brachten, werden von allen liebenden Herzen, von allen Leidenden mitgeföhlt. In den Werken dieser Dichter zweiten Ranges athmet alles die Würze der süßesten Liebe, gepaart mit feiner, schamhafter Sitte, mit geheimnißvoller Leidenschaft. Die Römer, aus Bürgern Unterthanen geworden, vergaßen mitten in ihren Vergnügungen die Freiheit, welche ihnen Cäsar geraubt hatte, und fühlten sich glücklich, unter einem guten Fürsten in Frieden zu leben.

Damals erscholl bereits aus der römischen Provinz Judäa, wiewohl noch schwach und unbestimmt,

gleich einem fernherziehenden Gewitter die göttliche Stimme Christi, welche bald die Altäre der Götzendiener umstürzen und durch die ganze Welt eine Lehre verkündigen sollte, welche die alte Finsterniß zerstreuen und der Sonne gleich Alles erleuchten und erwärmen sollte.

Das Heidenthum gerieth in Verfall so wie die Sittlichkeit; doch blühten Künste und Poesie noch immer fort. Lucius Annäus Seneca, dieser geistreiche Spanier, schrieb seine Trauerspiele und behauptete seinen Platz unter den stoischen Philosophen. Titus Livius, dieser ausgezeichnete Schriftsteller, dessen Styl zugleich edel, erhaben und kräftig ist, gab seine römische Geschichte heraus. Quintilian, dieser musterhafte Redner, donnerte gegen die allgemeine Sittenverderbniß und schrieb in seiner Zurückgezogenheit für seinen Sohn die berühmten Institutiones, ein Werk, das eben so bekannt als unserer ganzen Bewunderung würdig ist. Persius, jener junge, elegante, römische Ritter, vom angenehmsten Umgang und sanften, höflichen Sitten, der die Eleganz seiner Toilette bis auf's äußerste trieb, geißelte in seinen beißenden Satyren alle Laster seines Zeitalters; er zählte noch kaum 26 Jahre, als er starb.

Sch wiederhole es, jenes Zeitalter verschuldete weder den Verfall der Wissenschaften noch der Künste. *Curius* und *Munatius* waren vortreffliche Bildhauer; die Landhäuser bei Rom und in der *Campagna*, waren von der schönsten Architektur, und wir müssen noch heut zu Tage die Reinheit der Zeichnungen bewundern, nach denen die römischen Künstler die Freskomalereien im Innern der Gebäude ausführten.

Suetonius, ein zwar kunstloser, aber natürlicher, scharfsinniger und unpartheiischer Schriftsteller, gab seine Geschichte der Cäsaren heraus, die zur Hälfte verloren gegangen ist, und der König aller Geschichtschreiber, der sie alle bei weitem überragt: *Tacitus*, arbeitete an seinen Annalen.

Damals feierte wohl die Geschichte ihren größten Triumph; sie erreichte den höchsten Gipfel der Vollkommenheit; dann aber, als wäre der Himmel es müde, neben einigen Genies so viele Verworfenheit zu dulden, sendete er eine dunkle Wolke über die entartete Menschheit und versenkte sie in den Pfuhl der Barbarei. Von Zeit zu Zeit sandte die erzürnte Gottheit furchtbare Geißeln über die entarteten Völker. Erdbeben, Pest und Kriege verheerten die Län-

der, in denen die Sittenlosigkeit alle Schranken überschritten hatte. Eine dieser Landplagen war jene bereits oben berührte Eruption des Vesuvus, welche die Städte *Herculanium* und *Pompeji* vernichtete, und bei deren näheren Untersuchung der Naturforscher *Plinius* sein Leben einbüßte.

Die zwei berühmten Briefe *Plinius* des Jüngern an *Tacitus* sind der gelehrten Welt bekannt; da jedoch der größte Theil der Gebildeten Interesse daran nehmen dürfte, weil *Plinius* ein Augenzeuge jenes großen Naturereignisses war, so wollen wir hier einige Auszüge aus jenen Briefen liefern.

Plinius an Tacitus.

Du verlangst einige nähere Ursachen, welche den Tod meines Onkels herbeigeführt haben; hier hast du sie.

Er befand sich gerade zu *Misenum* als Befehlshaber der Flotte. Am 22. August gegen sieben Uhr meldete ihm meine Mutter, daß eine Wolke von ungewöhnlicher Form und Größe sichtbar werde. Nachdem er sich gesonnt und kalt gebadet hatte, nahm er seine Mahlzeit ein und fing dann an zu lesen. Sobald er die Nachricht vernahm, erhob er sich von

seinem Bette und begab sich auf eine Anhöhe, von der er jene Erscheinung bequem beobachten konnte. Die Wolke erhob sich in die Luft, jedoch konnte man der großen Entfernung wegen nicht bestimmen, von welchem Berge sie ausgehe; später erfuhr man, daß es der Vesuv sey. Die Gestalt der Wolke hatte eine frappante Ähnlichkeit mit jener eines Baumes, insbesondere einer Fichte; denn während der untere Theil gleich einem ungeheuren Baumstamme in die Luft stieg, breitete sich der obere Theil in Zweige aus. Ich denke, daß ein heftiger Wind diese Dunstwolke mit Gewalt emporschleuderte; da aber in einer gewissen Höhe dieser Wind aufhörte seine Einwirkung auf dieselbe zu äußern, senkte sich die Wolke, durch ihr eigenes Gewicht, und breitete sich auf der Luftschichte aus. Die Farbe derselben war bald weiß, bald schwarz, bald bunt, je nachdem dieselbe mehr mit Asche, Erde oder andern Gegenständen geschwängert war.

Diese Erscheinung fesselte die Aufmerksamkeit meines Onkels im hohen Grade; in seinem Eifer für die Wissenschaft beschloß er, dieselbe näher zu untersuchen. Er ließ ein leichtes Fahrzeug vorführen, und gestattete mir ihn zu begleiten. Ich antwortete ihm,

daß ich lieber studieren wolle, auch hatte er mir selbst etwas zum Schreiben gegeben. Kaum war er aus dem Hause, als er ein Billet von Nectina, der Frau des Cassius Bassus erhielt. Erschrocken über die nahe Gefahr (denn ihr Haus lag am Fuße des Vesuvus, und sie konnte sich nur zu Wasser retten) bat sie ihn um seinen Beistand. Nun hatte er einen andern Zweck; was er früher aus Wißbegierde thun wollte, that er jetzt aus Aufopferung für Andere. Er ließ vierrudrige Schiffe bemannen, deren eines er selbst bestieg, um Nectina nebst vielen andern Personen, die in jener reizenden Gegend ihren Wohnsitz hatten, zu retten. Er begab sich mit großer Eile an jene Orte, von denen alles floh; er begab sich geradezu in die Gefahr, und hatte doch so wenig Furcht, daß er die Beschreibung der Ereignisse und des wechselnden Schauspiels, welche ihm jenes Naturwunder darbot, seinem Sekretäre kaltblütig diktirte.

Je näher sie kamen, desto mehr und desto wärmere Asche fiel auf die Schiffe; schon flogen um die Schiffenden verkalkte Steine und Kiesel, welche die Gewalt des Feuers ganz geschwärzt, verbrannt und zerbröckelt hatte. Durch eine starke Ebbe hatte das

Meer seine Tiefe verloren und das Ufer war dergestalt mit Steinen verrammelt, daß man durchaus keinen Zugang fand. Mein Onkel hatte einen Augenblick im Sinne, umzukehren; allein diese Unentschlossenheit dauerte nicht lange und er sagte zu dem Steuermann, der ihn beschwor es zu thun: Das Glück begünstigt die Muthigen: führ uns zum Pomponianus. Dieser befand sich damals aber zu Strabia auf der andern Seite eines kleinen Golfes, welcher durch eine sanfte Krümmung des Ufers gebildet wurde. Dort hatte Pomponianus beim Anblick der drohenden Gefahr, welche zwar noch fern war, aber immer näher rückte, alle seine Möbeln auf Schiffe bringen lassen, und er wartete nur auf einen günstigen Wind. Mein Onkel, dem jener Wind gerade günstig war, landete, umarmte den Freund, beruhigte ihn und sprach ihm Trost zu; ja, um durch seine eigene Furchtlosigkeit die Besorgnisse seines Freundes zu zerstreuen, ließ er sich ein Bad bereiten. Nach dem Bade begab er sich zur Tafel, und speiste allem Anschein nach mit der besten Laune, was jedenfalls eine große Seelenstärke bekundet.

Inzwischen bemerkte man an verschiedenen Orten des Vesuvs breite Flammenzüge und einen großen

Brand, dessen Glanz durch die Finsterniß noch greller hervorgehoben wurde. Um seine Begleiter zu beruhigen, sagte der Onkel zu denselben, dies wären Landhäuser, welche die erschrockenen Bauersleute den Flammen überlassen hätten; hierauf legte er sich nieder und fiel in einen tiefen Schlaf; denn man konnte deutlich sein tiefes Athemholen vernehmen, welches um so schallender zu seyn pflegte, als er ein dicker, starker Mann war. Indessen füllte sich der Hof, durch welchen man in seine Zimmer gelangte, allmältig mit Steinen und Asche, so daß, wenn er daselbst noch länger geblieben wäre, er nicht mehr heraus konnte. Man weckte ihn; er stand auf und begab sich zu P o m p o n i a n u s und den Übrigen, die Alle gewacht hatten. Nun berathschlagten sie, ob sie sich in die Wohnung einschließen oder auf den Feldern herumwandern sollten; denn die Häuser wurden durch die heftig aufeinanderfolgenden Erdstöße dergestalt erschüttert, daß es schien, als wären sie aus ihren Grundvesten gewichen. Andererseits hatte man im Freien die herabfallenden Steine zu fürchten, wiewohl diese vom Feuer ausgetrocknet und leicht waren. Man wählte das Letztere. Mein Onkel ließ sich hiezu durch die stärkeren Gründe

bestimmen; bei den Übrigen trug wohl nur eine Furcht den Sieg über die andere davon. Sie befestigten demnach Pölster um den Kopf, um sich durch diesen Wall gegen die herabfallenden Steine zu schützen.

Es wurde nun Tagesanbruch, allein nichtsdestoweniger herrschte ringsherum die tiefste Finsterniß, welche nur durch das Feuer, das man in allen Richtungen erblickte, unterbrochen wurde. Man begab sich an's Ufer, um zu sehen, ob das Meer ruhiger geworden wäre; allein, es war noch immer so stürmisch wie früher. Mein Onkel legte sich nun auf ausgebreitete Lächer und ließ sich kaltes Wasser bringen, von dem er zweimal trank. Plötzlich spürte man Schwefelgeruch und die herannahenden Flammen jagten alles in die Flucht. Mein Onkel erhob sich mit Hilfe zweier junger Sklaven, fiel aber in demselben Augenblick todt nieder. Der Schwefeldunst hatte ihn ohne Zweifel erstickt, denn seine Brust war schwach, eng, und er kam leicht außer Athem. Als nach einigen Tagen das Licht wiederkehrte, fand man seinen Leichnam unverletzt, und selbst in seinem Anzuge war nicht die geringste Veränderung vor sich gegangen, so daß er mehr einem Schlafenden als einem Todten glich.

Zweiter Brief. Plinius an Tacitus.

Der Brief, in welchem ich dir die verlangten näheren Umstände über den Tod meines Onkels meldete, hat in dir, wie du sagst, den Wunsch erregt, die Besorgnisse und die Gefahren kennen zu lernen, denen ich selbst preisgegeben war. Ich beginne also meine Erzählung vom mysenischen Vorgebirge, wo ich meinen Onkel verlassen hatte. Nach seiner Abfahrt setzte ich die Arbeit fort, um derentwillen ich ihm nicht folgen konnte. Hierauf folgte das Bad, die Mahlzeit und ein kurzer, jedoch unruhiger Schlaf. Schon seit mehreren Tagen bemerkte man ein Erdbeben, das uns jedoch wenig Furcht einjagte, da man an diese Erscheinung in Campanien gewöhnt ist. In dieser Nacht jedoch wurde es heftiger, so daß es eher einer Erdumwälzung als einer Erderschütterung gleich. Meine Mutter trat eben in mein Zimmer, als ich aufstand um sie zu wecken. Wir setzten uns in den Hof, der, in geringer Entfernung vom Meere, dasselbe von dem Hause trennt. Ich zog einen Livius heraus und fing an darin zu lesen und Auszüge zu machen.

Der Tag war bereits angebrochen, und doch

zeigte sich kaum eine schwache Dämmerung. Die Mauern um uns erhielten so gewaltige Stöße, daß es anfang gefährlich zu seyn, in diesem engen Raume zu bleiben, wiewohl derselbe gegen oben offen war. Wir beschloffen demnach die Stadt zu verlassen; das erschrockene Volk folgte unserem Beispiele. Sobald wir außerhalb der Stadt waren, machten wir Halt, und siehe da, neue Wunder, neue Schrecken. Die Wagen, welche wir aus der Stadt mitgenommen hatten, wurden in allen Richtungen herumgeschleudert, man konnte sie nicht einmal mit Steinen auf einem bestimmten Platze festhalten. Das Meer hatte sich zurückgezogen und ließ das Ufer frei, auf welchem eine Menge Fische im Trocknen herumlagen. Auf der andern Seite erblickte man eine furchtbare, schwarze Wolke, welche von häufigen Blitzen und Flammenausbrüchen durchkreuzt wurde. Nicht lange darauf bedeckte dieselbe das Meer und die Erde; wir sahen weder die Insel Caprea noch das mysenische Vorgebirge. Meine Mutter beschwor mich, so lange es noch Zeit wäre, mich zu retten; sie selbst wolle gern sterben, da sie ohnehin schon alt und schwach wäre. Ich dagegen erklärte ihr, daß ich sie nicht verlassen wollte; ich nahm sie bei der

Hand und führte sie mit mir fort: sie gehorchte nur ungern, indem sie behauptete, daß sie mir in der Flucht hinderlich wäre.

Die Asche begann allmählig auf uns herabzufallen, wiewohl noch in geringer Menge. Ich sah mich einmal um, und bemerkte eine dicke Rauchwolke, die uns auf dem Fuße folgte, indem sie sich wie ein Strom über die Erde verbreitete. Ich beredete nun meine Mutter die Heerstraße zu verlassen, um in der Finsterniß nicht von der fliehenden Menge niedergestoßen und zertreten zu werden. Kaum hatten wir einen sichern Platz erreicht, als es noch finsterner wurde; es war so finster als in einem Zimmer, in welchem man alle Lichter ausgelöscht hat. Man hörte nichts als Ächzen und Wimmern der Weiber und Kinder und das Geschrei der Männer. Der Eine rief seinen Vater, der Andere seinen Sohn, ein Dritter sein Weib: man erkannte sich nur an der Stimme. Der Eine war in Besorgniß wegen sich selbst, der Andere wegen seiner Angehörigen und Freunde. Manche riefen aus Furcht vor dem Tode den Tod selbst herbei. Hier rang man die Hände gegen Himmel, dort behauptete man, es gebe keine Götter mehr und diese Nacht sei die letzte ewige Nacht, welche die ganze Welt in ihrer

Finsterniß begraben würde. Viele fügten zu den wirklichen Gefahren noch eingebildete hinzu: bald hieß es in, Mysenum sey dies oder jenes Haus eingestürzt, bald es sey verbrannt; lauter falsche Berichte, die aber in jener Stunde für baare Münze genommen wurden.

Nun wurde es licht; allein es war nicht das Licht des Tages, sondern der Glanz der Flamme, welche uns verfolgte; bald jedoch zeigte es sich, daß die Lava eine andere Richtung, fern von uns genommen hatte. Es wurde wieder finsterner und der Aschenregen immer dichter. Wir mußten von Zeit zu Zeit aufstehen, um die Asche von unseren Kleidern abzuschütteln, sonst hätte uns am Ende diese brennende Decke ganz verschüttet und verschlungen. Endlich verlor sich dieser dicke Dunstkreis, gleich einer Wolke oder wie Rauch, der Tag wurde heller und man sah schon die Sonne, wiewohl nur schwach und blaß wie bei einer Sonnenfinsterniß. Um uns herum war alles verändert: dicke Asche bedeckte wie ein hoher Schneefall alle Gegenstände.

Endlich kehrt alles nach Mysenum zurück. Jeder richtet sich wieder nach Möglichkeit ein, und bringt die Nacht zwischen Furcht und Hoffnung zu;

allein die Furcht hatte das Übergewicht, weil das Erdbeben noch immer fortbauerte. Die furchtsamsten Leute schienen daran Gefallen zu finden, sich selbst und andere durch Prophezeiung unglücklicher Ereignisse noch mehr in Schrecken zu setzen.“

So lauten diese Briefe, nach deren Lesung man sich einen deutlichen Begriff von dem Untergange jener Städte machen kann, welche noch heut zu Tage bei Beschauung ihrer ausgegrabenen Reste uns mit Schrecken und Bewunderung erfüllen.

In jedem Hause, Pallaste oder Tempel von Pompeji findet man Spuren einer glänzenden Kunst- und Civilisationsepoche. Alles ist voll Freskomalereien, Mosaiken, Bildhauerarbeit. Aus der Wahl der Gegenstände kann man so ziemlich auf den Verfall der Sitten schließen. Früher begegnete man daselbst noch Bronze- und Marmorwerken; jetzt befindet sich aber alles Werthvolle in dem Museum zu Neapel. Nach meiner Ansicht hat man der Wirkung und dem Eindrucke dieser gleichsam von den Todten auferweckten Stadt durch diese Transportirung ungemein geschadet, man hätte alles in dem Zustande lassen sollen, wie man es gefunden, jedes Möbelstück, jedes Kunstwerk an seiner alten Stelle,

wie es am Tage der allgemeinen Verheerung gestanden hatte. Die Vergegenwärtigung jener Katastrophe würde dadurch lebhafter und das Interesse des Beschauenden verdoppelt worden seyn.

Salerno, Pästum, Caprea.

Ich besuchte schnell hinter einander Castellamare, das erhabene Amphitheater von Bergen um Vico, Sorrento und das Vorgebirge der Minerva. Nirgends zeigt sich die Natur so verschwenderisch mit ihren Reizen, keine Gegend hat bezauberndere, romantischere Ansichten aufzuweisen als Vico; in keinem Golfe ist das Wasser so blau und so durchsichtig; nirgends sieht man einen Himmel von diesem Azur. — Vico wäre eine würdige Wohnung für Engel.

Auch der Golf von Salerno hat seine Reize, allein die Stadt hat durchaus nichts Merkwürdiges aufzuweisen: sie ist arm, schlecht gebaut und traurig. Die dasigen Küsten waren Zeugen der ersten ruhmvollen Thaten der Normannen; hier feierten sie ihre ersten großen Siege, welche nur das Vorspiel der späteren Eroberung von Sicilien durch dieses tapfere und abenteuerliche Volk waren.

Die drei Tempel von Pastum haben so viele Reisende begeistert, und es ist darüber so viel geschrieben worden, daß uns nichts mehr zu sagen übrig bleibt, außer daß es die prachtvollsten sind, welche das alte Griechenland aufzuweisen hat. — Wie viele Jahrhunderte sind schon an diesen Säulenhallen vorübergegangen, und wer weiß, ob sie nicht bestimmt sind, bis an's Ende dieser Welt zu bestehen?

In einer Fischerbarke fuhr ich von Salerno nach der Insel Capri hinüber, die ich bereits kannte. Ein unwiderstehlicher Reiz zog mich neuerdings zu dieser berühmten Insel, und ich muß gestehen, daß ich mich ungemein glücklich fühlte, als ich die imposanten Felsen derselben zum zweitenmale bestieg.

Auf dem östlichen und höchsten Theil der Insel erklimmte ich einen Felsen, der vielleicht zweitausend Fuß hoch seyn mag. Auf seinem Gipfel, von welchem man gerade in's Meer hinabsieht, setzte ich mich auf den Rest einer zerbrochenen Marmorsäule; hier stand einst ein prachtvoller Pallast des Tiberius. Das Meer vor mir war blau wie Azur. Sorrento, Tasso's Geburtsstadt, breitete seine weiße Häusermasse im hellsten Sonnenschein auf dem Abhange

eines Hügels aus, der ganz mit Orangen-, Citronen- und Granathainen bedeckt ist. Die Syreneninsel erhob sich an der Spitze des Golfes von Salerno aus den Fluthen, und am fernen Horizonte entfaltete sich die lange Kette der Apenninen, zu deren Füßen man Pästum und beinahe das ganze jenseitige Calabrien erblickte. Gegenüber von mir erschien Neapel, eingehüllt in einen graulichen Dunstkreis, Portici und der Vesuv; gegen Westen konnte man die ganze Insel überblicken, und in weiter Ferne entdeckte man Ischia, Bajas und Myseum. — Es war ein wunderbar schöner Anblick! — Unwillkürlich warf ich einen Blick auf das Meer unter mir, indem ich ein Stück Marmor hineinfallen ließ; die Höhe ist hier so beträchtlich, daß ich das Plätschern des in's Meer fallenden Gesteines nicht vernehmen konnte. Ich dachte dabei an jene unglücklichen Gallier, welche Liber von demselben Plage in's Meer werfen ließ. Wie oft mögen sie in der fürchterlichen Todesstunde den Namen einer geliebten Mutter, oder eines Vaters angerufen haben, die fern von ihren Söhnen voll Hoffnung lebten sie wiederzusehen? Ach, und ihr Schmerzensruf gelangte nicht einmal zu den Ohren ihres Mörders, der

nach solchen Gräueltthaten eben so ruhig schlief, als hätte er eine gute That vollbracht.

Die Insel Capri war schon in alten Zeiten durch den Umstand berühmt, weil sie Liber durch verschiedene prachtvollte Bauten verschönern und zu seinem Lustsitz hatte einrichten lassen. Er baute daselbst zwölf prachtvollte Tempel, welche den zwölf Hauptgottheiten geweiht waren. Die Schönheit der Lage, das sanfte Klima hatte selbst für diesen Blüthenreich etwas Anlockendes, was ihn bestimmte, diese Insel ganz zu seinem Genuße einzurichten.

Nach einigen alten Schriftstellern wären die Abhänge des Berges, welcher zwischen Ana-Capri und der kleinen Stadt Capri liegt, mit marmornen Treppen versehen gewesen, auf denen Säulengänge und die prachtvollsten Statuen angebracht waren. Heut zu Tage findet man kaum eine Spur von jenem Pallaste oder den Tempeln; denn nach dem Tode des Liberius wurden seine Besitzungen geplündert und alles niedergerissen, was an seinen Namen erinnern konnte.

Das Innere der Insel bietet noch heut zu Tage einen äußerst heiteren und reizenden Anblick dar. Zwischen den beiden Felsengebirgen im Osten und

Norden der Insel befindet sich ein Thal voll der lachendsten Anlagen, in denen weißgetünchte Häuser mit allerlei Gesträuchen und großen Bäumen abwechseln. An einem schönen Sommerabende, den ein kühles Lüftchen noch angenehmer machte, benachrichtigte Donna Emanuela, meine Wirthin, ihre Freundinnen von der Ankunft eines jungen Fremden, der ihren Nationaltanz, die Saltarella, zu sehen wünsche. Es kamen deren zehn, und jede nach der Reihe führte den Tanz beim Klange des Tamburins aus.

Da diese Mädchen Freundinnen meiner Hausfrau waren, konnte ich ihnen natürlich kein Geld anbieten; ich lud sie demnach zum Abendessen ein. Sie machten durchaus keine Umstände, wie dies in England oder Frankreich der Fall gewesen wäre, sondern erklärten sich sogleich einstimmig dazu bereit, während in ihren großen schwarzen Augen der Ausdruck des Glückes und einer schwer zu beschreibenden Freude zu lesen war. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht minder glücklich fühlte; ich reiste nun schon ziemlich lange ganz allein in Gegenden, in denen das Reisen nicht ohne Gefahr war, so daß dieser weibliche Zirkel mir ein außerordentliches Vergnügen machte.

Unter diesen jungen Mädchen waren drei von vollkommener Schönheit, und ihr einfaches Kostüm diente dazu, dieselbe noch zu erhöhen. Ihr Gesicht hatte ganz den echt griechischen Charakter, ohne die geringste Ausartung. Ein langes, fliegendes Kleid bildet ihren Anzug, die Beine und die Füße tragen sie bloß. Ein Leibchen von Sammt umschließt ihre schlanke Taille und ihre schwarzen Haare, welche oben auf dem Scheitel nach antiker Manier geknüpft sind, fallen spielend auf die entblößten Schultern herab.

Ich wäre gerne einige Monate auf dieser Insel, mitten unter der für Fremde so zuvorkommenden Bevölkerung geblieben. Indes denke man hier nicht etwa an Gastfreundschaft; diese kömmt auf Capri so wie in ganz Italien ziemlich hoch zu stehen, und auf Capri vielleicht noch höher als anderswo.

Den folgenden Tag ließ ich mich in die berühmte azurne Grotte führen. Wir fuhren längs des nördlichen Theiles der Insel, der einen ziemlich wilden Anblick darbietet: man sieht nichts als ungeheure graue Felsen, welche oben zerklüftet sind und die Form von Wällen haben; oft hingen sie drohend über unseren Häuptern, daß ich alle Augenblicke befürch-

tete sammt der schwachen Barke von denselben zer-
 schmettert zu werden. Der Eingang der Grotte ist
 zwischen zwei und drei Fuß hoch. Als wir unter dem
 Felsen hineinfuhren, machte ich die Augen zu; als
 ich sie wieder öffnete, bot sich mir ein wunderschöner
 Anblick dar. Die Grotte hatte sich allmählig erweitert
 und alle Wände derselben spiegelten das Wasser in
 ungetrübter Reinheit ab. So oft der Schiffer die
 Wellen mit seinem Ruder berührte, sah man auf der
 Oberfläche des Wassers eine unzählige Menge glän-
 zender Wasserkügelchen, und wenn er das Ruder hob,
 fiel jeder Tropfen gleich einer Perle herab, die man
 noch bis auf eine ziemliche Tiefe unterscheiden konnte.
 Das Licht dringt in die Grotte unterhalb des Felsens,
 links, einige Schritte vom Meere, wodurch die
 Wände derselben mit den wunderschönen Farben ge-
 schmückt erscheinen. Die Maler haben uns bei Dar-
 stellungen dieser Grotte zu viel Azur gegeben; denn
 die eigentliche Farbe ist nicht blau, sondern an der
 Decke grau-grün, bei der Einfahrt aber unbestimmt.
 Wenn man die Grotte lange aufmerksam betrachtet,
 erscheinen die Stalaktiten beinahe wie roth, und der
 Hintergrund der Grotte ist ein blaßes Rosa. Ich
 habe nie ein ähnliches Schauspiel gesehen.

**Das sicilianische Meer, die äolischen Inseln,
die Küste Afrika's und Sicilien.**

Ich schiffte mich nach Sicilien auf einer schwachen Brigantine von Ischia ein. Das kleine Fahrzeug war nichts weniger als prachtvoll; allein kein anderes war zu haben, man mußte also mit diesem vorliebnehmen. Übrigens muß man auf längeren Reisen schon ein Bißchen die Bequemlichkeit bei Seite setzen und sich auf manche Beschwerden und Entbehrungen gefaßt machen.

Eines beruhigte mich, nämlich die Beschaffenheit der Bemannung unseres Schiffes; diese bestand aus zwölf Personen, worunter vier Schiffsjungen, sechs Matrosen, der Schiffspatron und sein Unterbefehlshaber. Alle trugen den Stempel der blühendsten Gesundheit; die breite Brust und das von der Sonne gebräunte Antlitz verbürgte eine große physische Kraft; außerdem las man in ihren Zügen den Ausdruck der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, was unter diesem Himmelsstriche äußerst selten ist.

Ein junges Weib von Pozzuoli saß auf dem Verdeck mit sechs kleinen Kindern von engelgleicher Schönheit; neben dem Steuermann bemerkte

ich einen alten, ehrwürdigen, sicilianischen Priester, den das Alter und lange Leiden tief gebeugt hatten.

Diesen Anblick bot unsere Brigantine dar, als wir unter Segel gingen.

Der Schiffspatron rechnete für die Nacht auf einen frischen Wind; er blies auch wirklich ungefähr zwei Stunden hindurch; allein das war auch alles: wir behielten Capri durch anderthalb Tage im Angesicht und wurden gegen den Meerbusen von Salerno zurückgedrängt. Das war denn nun allerdings eine traurige Sache. Ich hatte keine Bücher mitgenommen, und so beschränkte sich meine Lektüre auf einige alte Veterinärchriften, welche der Geistliche mit sich führte.

Im Laufe des Abends, als schon die Nacht ihre Rabensittige über das Meer ausbreitete, während tausend blinkende Sternlein am Firmamente glänzten, bewegte sich plötzlich der Federkranz neben der Magnetnadel, es hatte sich vom Lande ein frischer Wind erhoben, der sogleich das Takelwerk des Schiffes in knarrende Bewegung setzte. Der Patron ertheilte sofort seine Befehle und wir nahmen die Richtung gegen die äolischen Inseln.

„Dieser Wind verspricht uns eine gute Nacht,“
sagte ich zu dem Kapitän.

„Allerdings,“ versetzte dieser, „wir werden schnell
vorwärts kommen, aber morgen bekommen wir einen
schlimmen Tag, wir werden ein Gewitter haben.“

„Wenn Sie glauben, daß wir etwas zu be-
fürchten haben, so sagen Sie mir es ohne Umstände;
ich bin eben kein großer Seeheld, und besonders auf
einem so schwachen Fahrzeuge, das wie eine Nuß-
schale von den Wogen umhergeschleudert wird.“

„Sobald man sich auf das Meer begibt, läuft
man allerdings Gefahr; indeß kommt man doch fast
stets mit heiler Haut davon. Ubrigens ist mein Schiff
ganz verläßlich; ich bin jetzt drei und vierzig Jahre
alt, und habe nie einen Tropfen Salzwasser ver-
schluckt, und doch habe ich zwei große Fahrten ge-
macht: ich weiß nicht, ob im mittelländischen Meer
ein Hafen ist, in den ich nicht eingelaufen wäre.
Ich komme so eben von Tripoli und Syrien und
jene Gegenden sind zur Winterszeit so ziemlich ge-
fährlich, *Corpo di Bacco!* — Nun, und bin ich
nicht gesund und frisch durchgekommen? — Aber“ sagte
er, indem er den Himmel aufmerksam betrachtete,
„morgen bekommen wir einen Sturm.“

Das Schiff flog über die Wellen, als hätte es Flügel; und der zufriedene Schiffspatron warf sich zur Ruhe auf ein Paar alte Segel nieder; denn der brave Mann hatte mir sein eigenes Bett abgetreten.

Ich muß hier eines Gebrauches erwähnen, der auf unserem Schiffe eingeführt war, und der sich jeden Abend wiederholte. Sobald die Sonne in den westlichen Fluthen versunken war, pflegte der Schiffskapitän mit einem doppelten Bretchen auf das Behältniß zu klopfen, in welchem die Magnetradel aufbewahrt wurde. Sobald die Mannschaft dieses Zeichen vernahm, lief jeder von dem Orte, wo er sich gerade befand, von den Raaen, von dem Mast herbei, um sich mit entblößtem Haupte zum Gebete einzufinden. An diesem Abende besonders war das Schauspiel, welches diese Versammlung darbot, äußerst rührend. Die flammende Sonnenscheibe war noch zwischen schwarzen und gelben Wolken sichtbar; der Himmelsbogen war ganz schwarz, nur zuweilen durch ein helles Wetterleuchten unterbrochen, dem dann ein ferner Donner folgte. Der Kapitän, dessen Stimme bewegter als sonst war, und dessen Augen voll Besorgniß umherschweiften, intonirte die marianische Lytanei und beschloß die Andacht mit einer

feierlichen Hymne an den Schöpfer. Alles kniete und betete andächtig; bei einem solchen Anblicke konnte wohl kein Herz kalt bleiben. Das junge Weib reichte ihrem Säugling die Brust, während die großen Kinder um sie herumknieten und ihre kleinen Händchen falteten. Das Gesicht der Mutter verrieth Furcht; ihre Blicke ruhten voll Besorgniß und Bärtlichkeit auf ihren theuren Angehörigen. Hinter ihr kniete der alte Geistliche und der Kapitän, während die finsternen Gestalten der Matrosen vor uns auf dem Verdecke zerstreut waren.

Dieses Schauspiel machte einen außerordentlichen Eindruck. Dieser lebendige, heilige Glaube roher Seeleute war im höchsten Grade ergreifend; ich theilte die Besorgnisse jener Mutter ohne selbst frei von Furcht zu seyn. — Diese Andacht dauerte wohl gegen eine Stunde, worauf sich dann jeder auf seinen Posten begab, um die Befehle des Kapitäns zu vollziehen, deren Ausführung mit jedem Augenblick schwieriger wurde.

Der Sturm brach auf mehreren Punkten zugleich aus. Der Wind wurde immer heftiger, die Wogen gingen immer höher und der Regen fiel in Strömen herab. Die arme Brigantine, ein Spiel der

Wellen, wurde von dem heftigen Sturmwinde in der gräßlichen Finsterniß rathlos herumgeworfen.

Wer weiß, wie lange wir so zwischen Tod und Leben schwankten! — Die Hestigkeit der vom Sturme gepeitschten Wogen warf das schwache Fahrzeug bald auf diese bald auf jene Seite; man wurde bei dem Krachen und Ächzen der Seitentheile von einem unwillkürlichen Schauer ergriffen. Auf dem Zwischenverdecke fiel Eines auf das Andere; man hörte nur das Weinen und Schluchzen der armen Mutter und ihrer Kinder; zuletzt verlöschte sogar die einzige Lampe, die man auf dem Schiffe hatte: nun war Alles in tiefe Finsterniß begraben, wodurch der allgemeine Schrecken noch vergrößert wurde, und bald hörte man nichts mehr als die zitternde Stimme des alten Priesters, der in der Kajüte des Kapitäns Gebete für die Sterbenden her sagte.

Der Sturm legte sich beim Anbruch der Morgendämmerung; ich stieg auf das Verdeck. Die armen Matrosen waren ganz erschöpft; sie wanden ihre vom Regen triefenden Kleidungsstücke aus und achteten kaum mehr auf die Stimme des Kapitäns, der sich gleichfalls kaum mehr regen konnte. Dieser gute Mann, der eben kein besonderer Seemann seyn

mochte, schien sich in einer peinlichen Lage zu befinden. Ich fragte ihn endlich, wo wir denn jetzt wären?

„Ich fürchte, der Sturm hat uns verschlagen,“ erwiderte er.

„Glauben Sie, daß wir über Palermo hinaus sind?“

„Ich fürchte, daß wir uns nicht weit von Afrika befinden dürften. Übrigens wird die Sonne diese Nebel bald zerstreuen, und wiewohl das Meer noch eine Zeit lang unruhig bleiben könnte, werden wir doch heute schönes Wetter haben.“

Er hatte sich in seinen Vermuthungen nicht getäuscht. Nach so langer Finsterniß erschien die Sonne wieder in ihrem vollen Glanze am Himmel und wir bemerkten in einiger Entfernung einen langen, graulichen Küstenstrich, auf welchem eine völlig weiße Stadt lag.

Ich rief dem Schiffspatron, der sich so eben in's Zwischenverdeck zur Ruhe begeben hatte: *Padrone, ecco la Sicilia!*

Er stieg hastig herauf, warf einige Blicke auf die Gegend und sagte dann ganz traurig:

„Mein Herr, das ist Afrika!“

„Afrika?“ entgegnete ich; „gut, und wie heißt denn jene Stadt dort?“

„Tunis.“

„Nicht möglich, mein Lieber. Wenn ich mich recht erinnere, so liegt Tunis im Hintergrunde eines kleinen Golfes, und hier sehe ich durchaus nichts, was mich an das alte Karthago erinnern könnte. Ich will gerne zugeben, daß dies Afrika sey, es wäre mir sogar nicht unlieb in Tunis zu landen und dort einige Tage zu verweilen, aber diese Stadt vor uns gehört wohl zu einem anderen Theile der Barbaresken.“

Der Schiffspatron hörte nicht mehr auf mich; er ertheilte streng und lakonisch seine Befehle. Der Steuermann drehte die Brigantine, man zog noch ein Segel auf und wir entfernten uns langsam von Afrika, indem wir gegen Sicilien zusteuerten.

Welche entsetzlich langweilige Überfahrt! um drei Uhr Nachmittags trat eine Windstille ein, die nicht weniger als dritthalb Tage dauerte. Das afrikanische Meer, welches sonst dunkelblau ist, war ganz weißlich. Die Wogen erhoben sich schwerfällig und fielen ganz weiß zurück, ohne im geringsten zu schäumen. Die Sonne schoß ihre brennenden Strah-

len unbarmherzig auf uns herab, während kein Lüftchen uns Kühlung zuwehte, und die Augen von dem hellen Licht der Sonne und dem gleichen Widerstrahle der Wogen furchtbar geblendet wurden. Meine einzige Unterhaltung bestand darin, mit Pistolen nach den unzähligen Thunfischen zu schießen, welche das Schiff scharenweise umschwärmten. Es war ein eigener Versuch, der aber keineswegs zu meiner Ehre ausfiel. Ich hätte Türkenköpfe auf eisernen Stangen oder sonst irgend einen feststehenden Gegenstand diesen großen Fischen mit den pfeilschnellen Bewegungen vorgezogen.

Bei einer anderen Fischei waren wir glücklicher. In diesen Gegenden gibt es eine ziemliche Anzahl großer Schildkröten; wir fingen deren Mehrere. Sie kamen auf die Oberfläche des ruhigen Meeres, legten sich auf den Rücken und schlofen in der Sonnenwärme ein. Sobald man eine solche schlafende Schildkröte bemerkte, ließen die Matrosen eine Barke in das Meer hinab, und ruderten dem schwimmenden Gegenstande vorsichtig entgegen, der ihnen dann selten entging. Dieser Fang unterhielt mich außerordentlich, während die Matrosen denselben für ein glückliches Ereigniß ansahen, da das

Fleisch dieser Amphibien ein wahrer Leckerbissen für sie war.

Endlich erblickten wir das so lang ersehnte Sicilien! Wir mußten noch die ganze westliche Küste umsegeln, bis wir endlich nach überstandenen Fährlichkeiten, die mir durch meinen Widerwillen gegen das Meer noch beschwerlicher geworden waren, bei Messina vor Anker gingen.

M e s s i n a.

Die ganze nordöstliche Küste von Sicilien, vom Leuchtturm bis zu dieser berühmten Stadt, war mit Aloëen und anderen in der Blüthe stehenden Gewächsen bedeckt. Dies war das erstemal, daß ich diese Kinder des Orients in solcher Anzahl im Freien, auf ihrem natürlichen Standpunkte erblickte; insbesondere bewunderte ich die Aloëen mit ihrem schlanken Schafte und der Blüthe auf der Spitze desselben, um so mehr, als ich damals noch an ihre hundertjährige Blüthezeit glaubte, von der man bei uns zu Hause so viel Wunderbares hört. Während meiner langen Reise hatte ich häufig Gelegenheit, deren eine große Anzahl zu sehen und mich darüber mit Sachkundigen zu besprechen, die mich einstimmig versicherten, die

Alöen blühen öfter als einmal während dieses Zeitraumes. Überhaupt ist das Leben der Alöen, wie aller Fettpflanzen, von kurzer Dauer; sie trocknen schnell ein, so daß man, wenigstens die Arten, welche in Sicilien und Griechenland vorkommen, ohne weiters aus dem Wörterbuche des Wunderbaren austreichen darf.

Der Kanal oder der Meeresarm, welchen man gewöhnlich die Meerenge von Messina nennt, bietet in der schönen Jahreszeit einen ungemein prächtigen Anblick dar. Welch ein bewunderungswürdiges Farbenspiel! — Dieser Kanal ist von den hohen Gebirgen Kalabriens und Siciliens eingefast. Gegen Westen vereinigt sich derselbe mit dem tyrrhenischen Meere, unweit von dem berühmten Felsen der Scylla und der Charibdis; gegen Osten mit dem jonischen Meere, welches mit dem adriatischen in naher Verbindung steht.

Messina liegt an der östlichen Küste von Sicilien, das sich von den furchtbaren Erdbeben zu erholen scheint, die es in früheren Zeiten verheert haben. Ein kleiner Leuchtturm erstreckt sich eine Viertelmeile weit ins Meer und bildet die äußerste Grenze eines Hafens, in welchem die aus dem Oriente

Kommenden Schiffe Quarantäne halten müssen. Eine starke Festung an der Spitze des Hafens hat die doppelte Bestimmung, die Stadt zu vertheidigen und zu beherrschen.

Große, meist unvollendete Palläste stehen am Quai der Marine und spiegeln sich in den Fluthen des Meeres. Durch die Öffnungen der Arkaden, welche an diesen Quai stoßen, entdeckt man ein Amphitheater eleganter Wohngebäude und prächtiger Palläste, über welche Glockenthürme hervorragen. Weiter erheben sich üppige Hügel, welche mit Orangen-, Citronen- und Cypressenhainen bedeckt sind, und hinter diesen lachenden Anhöhen erblickt man die Ausläufer des Bergriesen Atna.

So stellt sich Messina vom Hafen aus dar.

Man wird vielleicht nicht ohne Interesse hier einige Zeilen aus der älteren Geschichte dieses Landes lesen, dessen hohes Alterthum durch unzweideutige Zeugnisse dargethan ist.

Wenn man das Gebirgssystem von Sicilien und den liparischen Inseln studiert, welche die Mythologie Töchter des Feuers nennt, so leuchtet uns das hohe Alterthum unseres Erdballs immer mehr ein. Die Vulkane dieses Archipels und dieser großen

Insel scheinen schon existirt zu haben, bevor die Geschichte ihre ersten Zeilen schrieb. Diese Vulkane hatten früher ihren Standpunkt unter dem Meere; denn der Atna sowohl als der Hekla haben nur darum so hohe und so breite Regel, weil sie vor der großen Erdumwälzung existirten, und zu den Meeren der früheren Formation gehörten, welche durch jene allgemeine Umwälzung gezwungen wurden, Orte zu verlassen, welche sie früher übersfluthet hatten.

In den hohen Gebirgen von Calatagirone, bei P i a z z a und in der Nähe des heiligen Sees bei L e n t i n i, habe ich fossile Auster zwischen Kalkschichten gefunden; jenseits der Thäler von E n n a, in der Gebirgskette, welche vom See des P l u t o ausgeht, habe ich Meermuscheln in kleinen Sandhaufen entdeckt, die schon zur Hälfte petrificirt waren. Etwas weiter sah ich einen Halbzirkel weißer Felsen, welche das Meer ausgewaschen hatte und die voll kleiner Muscheln waren, wie man sie noch heut zu Tage an den Küsten von S y r a k u s findet. Nun sind aber alle diese Gegenden weit vom Meere entfernt und fünfzehn bis achtzehnhundert Fuß ober der Meeresfläche; dieselbe Erscheinung kehret wieder in den Umgebungen des Atna.

Abbé Spalanzani sagt in seinem Reiseberichte über diesen berühmten Vulkan: Man findet daselbst in einer Höhe von vierhundert Toisen über der Meeresfläche, Spuren gut erhaltener Muscheln, woraus folgt, daß dieser Theil seiner Basis einst unter dem Meere stand. Auf seiner nordöstlichen Seite stößt man bei einer Höhe von dreihundert Toisen auf eine Menge gut erhaltener, fossiler Muscheln, gerade von derselben Gattung, wie man sie heut zu Tage in dem sicilianiſchen Meere findet. Beweist dies nicht, daß dieser Vulkan schon gebildet war, bevor das Meer das feste Land von Sicilien verlassen hatte? Und doch kennt man diesen Vulkan schon seit dreitausend Jahren!

Wenn man den Umfang dieses Berges nach den bekannten Ausbrüchen berechnet, so begreift man, daß diese ihm nicht seine jetzige Gestalt geben konnten; man muß also Eruptionen voraussetzen, welche unterhalb der Wasserfläche Statt fanden. Die Basis dieses Berges hat einen Umfang von sechzig Stunden.

Die Vulkane Ungarns und Frankreichs sind nicht von der Art, daß man auf ein so hohes Alter schließen könnte. Wem fallen bei diesem Anlasse nicht die schönen Worte des königlichen Propheten ein:

„Herr, mein Gott! die Winde und die Stürme sind deine Boten und die feurigen Erscheinungen sind deine Abgesandten.“

„Du hast das Gleichgewicht der Erde hergestellt, das sie im Laufe der Jahrhunderte nicht verlieren wird.“

„Du hattest sie mit dem Abgrund der Meere, wie mit einem Kleide ausgestattet, das Wasser ging über die Gebirge.“

„Allein es floh auf deine Befehle; es zog sich erschreckt vor deinem Donner zurück.“

„Da erhoben sich die Gebirge und die Thäler ebneten sich, jedes an dem Platze, den du ihnen bestimmt hattest.“

Sicilien hat die Gestalt eines Delta und seine drei großen Vorgebirge gaben Veranlassung zu der Benennung *Trinacria*.

Sicilien wird von *Thucydides* und *Solinus* auch *Sicani* genannt. In dem Zeitalter der Heroen, vor dem trojanischen Kriege, soll ein gewisser *Sicanus* mit seinen Gefährten aus dem östlichen Spanien hieher gekommen seyn und die Insel als König regiert haben. Nach der Mythologie und *Diodor von Sicilien* sollen die *Levstrigonen*

und die Cyclopen die Ureinwohner dieses Landes gewesen seyn, das später von Herkules erobert wurde. Götter wählten es zu ihrem Lieblingsstige und Dädalus flüchtete sich dahin, um der Rache des Minos, Königs von Creta, zu entgehen.

Man weiß, daß Dädalus, der Athenienser, aus dem Geschlechte der Erechtiden, unter den Griechen wegen seines hohen Kunstsinnes berühmt war. Wenn wir seiner, zur Hälfte fabelhaften Geschichte Glauben beimessen dürfen, so war er ein Schüler Merkurs und ein Bildhauer ohne Gleichen, außerdem verstand er die Baukunst, die Mechanik und die Befestigungskunst. Trotz dieser glänzenden Eigenschaften wurde er von dem Areopagus zur Verbannung verurtheilt.

Seine Schwester hatte einen Sohn, Namens Talos, der von seinem zartesten Alter an unter der Leitung jenes großen Künstlers stand. Der Knabe besaß seltene Talente, er arbeitete in Holz und Marmor und brachte es, nach dem Zeugnisse Diodor's von Sicilien, weiter als sein Meister. Er erfand unter andern die Löpferscheibe; einst fand er die Kinnlade einer Schlange und bediente sich derselben um ein Stück Holz zu durchsägen; dies brachte

ihn auf den Gedanken, ein ähnliches Instrument von Eisen anzufertigen, woraus die Säge entstand, eines der nützlichsten Werkzeuge. Weiter erfand er die Drehbank und eine Menge anderer mechanischer Instrumente. Dädalus eiferte mit seinem Neffen, dessen Geschicklichkeit seinen Ruf zu verdunkeln drohte: er tödtete ihn auf eine hinterlistige Weise. Während er den Leichnam verscharrte, kamen Leute dazu, die ihn fragten, was er da vorhabe. „Ich grabe eine Schlange ein, war seine Antwort.“ Nach diesem Morde flüchtete er sich auf eine attische Dorfschaft, deren Bewohner noch zur Zeit Diodors den Namen Dädaliden führten. Hierauf zog er sich nach der Insel Creta zurück, wo ihm seine Geschicklichkeit bald die Freundschaft des Königs Minos erwarb. Später jedoch zog er sich dessen Ungnade zu und flüchtete sich mit seinem Sohne, dem unglücklichen Icarus nach Sicilien und zwar in jene Gegend, wo dann das wunderbare Ugrigent entstand.

Später ward ein atheniensischer Handelsmann, Namens Teokles, an die Ostküste Siciliens verschlagen, wo er das Erdreich so fruchtbar und den Himmel so schön fand, daß er nach seiner Rückkehr

ins Vaterland seine Landsleute aufforderte, ihm dahin zu folgen; allein die Athenienser liebten ihr Vaterland zu sehr, um ihm Gehör zu schenken. Teokles ließ sich jedoch nicht abschrecken. Er rüstete ein großes Fahrzeug aus und begab sich nach Megara, wo er eine Menge gewinnstüchtiger Menschen zu dem abenteuerlichen Zuge beredete. Von dort schiffte er auf die Insel Euböa, das heutige Negroponte. Dort schilderte er den Bewohnern von Chalcis, welche atheniensischen Ursprungs waren, die Vortheile einer Auswanderung nach Sicilien mit so günstigen Farben, daß ein Drittel der Bevölkerung sich dahinreisen ließ, ihm zu folgen. Sie landeten bei Lauronion, fanden daselbst lebhaften Widerstand von Seite der Sikuler, zogen dann weiter gegen den Fluß Onobola hinauf und gründeten daselbst die Stadt Naxos, 736 Jahre vor Christi Geburt.

Um dieselbe Zeit gründeten andere griechische Kolonien Selinunt und Syrakusa; jede Stadt hatte ihre eigenen Beherrscher, ihre besondern Gesetze; kein Wunder, daß dieses Land gleich vom Anfange seiner Bevölkerung und Urbarmachung durch Bürgerkriege zerfleischt und durch eroberungstüchtige Ausländer angefallen wurde.

Nun kam die atheniensische Ligue gegen die Syrakusaner, welche die Verbündeten der Lacedämonier waren, und von dieser Republik in Schutz genommen wurden. Nach einer kurzen Periode der Freiheit bemächtigten sich die Römer des ganzen Landes, nachdem sie die Karthaginer aus Palermo verjagt hatten; dies war das Ende des ersten punischen Krieges.

Als Rom seine kaiserliche Krone in zwei Hälften theilte, wurde diese berühmte Insel das Erbtheil des weströmischen Kaiserthums. Nachdem die Vandalen und die Ostgothen eine Zeitlang die Herren daselbst gespielt hatten, wurden sie um die Mitte des sechsten Jahrhunderts durch Belisar, den Feldherrn Justinians, vertrieben.

Im Jahre 827 landete eine zahlreiche Flotte der Saracenen an Siciliens Küste; schon früher hatten einzelne Scharen dieser tapferen und unternehmenden Nation an verschiedenen Punkten der Insel gelandet und manches Städtchen ausgeplündert, um dann mit ihrer Beute wieder in die Heimat zurückzukehren. Allein diesmal bewog sie die Schönheit des Landes und die Milde des Klimas, wie jene alten Griechen, die Insel für sich zu erobern, um

so mehr, als der blühende Zustand ihrer Kolonie in Andalusien ein lockendes Beispiel für sie seyn mußte. Sie hatten diesmal ohnehin eine furchtbare Flotte bei sich; sie erwarteten nun neue Verstärkungen und nahmen Besitz von dem Lande.

Dieses gewerbsthätige, tapfere, stolze und kunstsinige Volk brachte in Sicilien die Künste in Flor; es entstanden prachtvolle Bauwerke, und der Ackerbau, welcher seit der Theilung des römischen Reiches in Verfall gerathen war, erholte sich wieder. Sie bepflanzten das Thal von Palermo mit Olivenbäumen, führten die Kultur der Baumwolle ein, pflanzten Zuckerrohr, trieben Seidenzucht und versetzten das ganze Land in einen so blühenden Zustand, daß es kühn mit ihrer spanischen Kolonie unter Abderraman dem Großen in die Schranken treten konnte.

Sie behaupteten ihre neue Eroberung durch zwei Jahrhunderte. Da wurde eine ihrer Streifpartheien, welche die Küste Italiens brandschatzten, bei Salerno von einer Handvoll tapferer Normannen besiegt und zurückgeworfen. Dieser glückliche Erfolg ermuthigte die Letzteren zu weiteren Unternehmungen; sie kehrten nach der Normandie zurück, nah-

men die zwölf Söhne Tancreds von Hauteville in Sold und eroberten mit ihrer Hülfe Apulien, worauf sie unter der Anführung Rogers auch Sicilien angriffen und die Sarazenen daraus vertrieben.

Die Herrschaft der Normannen ist eine Reihefolge ruhmvoller Heldenthaten. Sie erlosch nach 135 Jahren durch das Aussterben der regierenden Dynastie.

Nun kamen die Deutschen und Carl von Anjou, dessen Regierung durch die sicilianische Vesper berühmt geworden ist. Endlich nach zwei Jahrhunderten eroberte Ferdinand I., König von Arragonien, diese Insel; die Spanier behielten dieselbe bis ins Jahr 1713, zu welcher Zeit sie an Victor Amadeus II. abgetreten wurde. Seit dem Jahre 1720 ist sie eine neapolitanische Provinz.

Dieser kurze Abriss der sicilianischen Geschichte wird gewiß für den größten Theil unserer Leser von Interesse seyn, und zwar um so mehr, als man dadurch sich die Mühe erspart, bei einigen älteren Städten in den alten Geschichtschreibern nachzuschlagen. Man hat dadurch gleichsam einen Leitstern, der uns auf manchen dunklen Pfaden, welche in dem Sturm der Jahrhunderte beinahe ganz unkenntlich geworden sind, glücklich an's Ziel führt.

In den vorgeschichtlichen Zeiten ließ Zanelus, König eines Theiles von Sikilien, an der Meeresküste eine Stadt bauen, die man nach seinem Namen Zanelle nannte. Diodor behauptet, der Niese Orion, ein Sohn Jupiters, habe ihm dabei hilfreiche Hand geleistet; ihm verdankten die Einwohner von Zanelle jenen ungeheuren Hafen, einen der schönsten am mittelländischen Meere, den die Alten Acte nannten.

Als die Lacedämonier die feste Burg der Messenier auf dem Berge Ira erstürmt hatten, flüchteten sich die Besiegten nach Zanelle, das seitdem nach ihnen Messina genannt wurde. Dieser Fall mag wohl einzig in der Geschichte dastehen, daß Besiegte einer Stadt ihren ruhmbekränzten Namen raubten.

Als ich Messina zum erstenmale betrat, wurde ich durch die Schönheit der Lage und durch die breiten mit Pallästen geschmückten und mit großen Dielen gepflasterten Straßen ganz bezaubert. Es war im April, und doch war die Hitze schon erstickend, unerträglich; eine brennende Sonne versengte die ganze Gegend: man glaubte eher in Afrika als in Europa zu seyn.

Auch überraschte mich der männliche Ausdruck

dieser sonnverbrannten Physiognomien, deren schwarze Augen mich mit ihren stechenden Blicken zu durchbohren drohten. Ihre Stirne verkündet Stolz, ihre ganze Haltung Muth. Mir war dies um so auffallender, als ich so eben aus dem Neapolitanischen kam.

Es ist hier nicht jenes reine, unvermischte Blut, wie man es bei den Arabern in der Wüste antrifft, die noch heut zu Tage den Typus der Schönheit tragen, wie sie uns die heilige Schrift schildert. Bei den Sicilianern, vorzüglich aber bei jenen von Messina, stößt man auf eine Mischung, welche die charakteristischen Züge der Normannen, der Araber und der Spanier nicht verkennen läßt.

In diesem Lande stößt man selten auf einen Bettler: der Stolz läßt dies nicht zu.

Die Sicilianer sind heftig, furchtbar und im höchsten Grade rachsüchtig; allein in der Regel gehen sie ihrem Feinde gerade auf den Leib, ohne viele Umschweife.

Die breiten Straßen in Messina sind mit schönen Gebäuden nach spanischer Bauart geschmückt; an jedem derselben sieht man einen eisernen Balkon, was ihnen ein doppelt malerisches Ansehen gibt. Um Mittag, wo die Hitze schon unerträglich ist, halten

sich die Damen auf diesen mit Blumen geschmückten Balkonen auf und konversiren mit ihren Bekannten der nebenliegenden Palläste, oder kokettiren mit den Vorüberreitenden. So bringen sie ihr Leben in einem beständigen Dolce far niente zu, ein Leben voller Wonne, könnte man mit Schiller sagen. In dieser Hinsicht kann keine Stadt der Welt mit Messina oder Catania in die Schranken treten.

Am Frohnleichnamstage, diesem erhabenen Festtage voll hoher, religiöser Bedeutung, war ganz Messina in außerordentlicher Bewegung. Sobald die Nacht hereingebrochen war, wurden alle Straßen Messina's wie durch einen Zauberschlag auf's glänzendste beleuchtet; auf jedem Balkone sah man ganze Reihen von Wachsstöcken und farbigen Gläsern; es wurde ein Feuerwerk nach dem andern abgebrannt, man sah überall Raketen emporsteigen und das Glockengeläute aller Thürme übertäubte den Lärm in den Straßen. Die Menge wogte hin und her, sich drängend, gleich den Wogen des Meeres, die in ununterbrochenem Anlaufe die Küste überfluthen. Von allen Seiten strömte die Menge in den Dom, der in dem Feuer von vielen tausend Wachsstöcken glänzte.

Man kann sich keine erhebendere Ceremonie den-

ken. Der Fürsterzbischof hielt das Hochamt, auf seinem ehrwürdigen Haupte die goldene Bischofsmütze tragend; ihm zur Seite standen die Bischöfe, gleichfalls mit ihren Mützen, die jedoch weniger kostbar waren. Gegenüber saßen die Gerichtsbeamten in der schwarzen spanischen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts; dann folgte die zahllose Reihe der Mönche, in ihren mannigfaltigen, bunten Gewändern. Ausgezeichnete Sänger ließen sich auf dem Chore hören und die Orgel entfaltetete ihre ganze zauberische Gewalt, alle Schiffe der Kirche mit heiligen ergreifenden Akkorden erfüllend.

Den folgenden Tag um neun Uhr Morgens war der Platz vor dem Dome mit Geistlichen, Mönchen und religiösen Bruderschaften bedeckt. Es kostete eine unsägliche Mühe, sich in dem Dome durchzuarbeiten, um daselbst dem Gottesdienste beizuwohnen.

Diese Kirche ist noch immer merkwürdig, trotz der Verstümmelung durch Erdbeben und Barbarenhände. Sie wurde gegen das Ende der Regierung Roger I. erbaut. Hier herrscht der byzantinische Styl vor; die Wölbungen sind hoch und ruhen auf schwerfälligen romanischen Pfeilern. Der Aufwand an Marmor ist eben nicht bedeutend. Die dicken Säu-

len sind aus grobgearbeitetem Granit; allein an den Wölbungen entdeckt man noch Spuren ihrer alten Schönheit. Das gemalte Holzwerk und die byzantinischen Mosaiken sind beinahe nicht mehr kenntlich.

Die kleineren Schiffe sind in dem letzten Jahrhundert nach dem damaligen Geschmacke überbaut worden; es ist ein erbärmliches Nachwerk. Auch die Fagade wurde modernisirt und — verdorben. Nach einer Zeichnung der alten Fagade hatte dieselbe orientalische Kuppeln, maurische Spitzen und Ovale: alles trug das Gepräge einer bewunderungswürdigen Originalität; allein heut zu Tage ist nur ein entstelltes byzantinisches Skelet mehr sichtbar.

Der Glockenthurm neben dem Dome war einst von einer erstaunenswerthen Höhe; seit dem Erdbeben vom Jahre 1783 sind von den sieben Stockwerken, die er hatte, nur noch drei vorhanden. Einige Schritte weiter sieht man den schönen Springbrunnen von Gagini. Seine Ausführung ist eben so leicht als zierlich zu nennen. Auf dem Gipfel sieht man sechs weibliche Gestalten, ungefähr in der Stellung wie jene an dem berühmten Becher Cellini's. Die Arbeit ist so wunderbarschön, daß man, trotz der eben nicht sehr zu lobenden Attitüden, sich daran kaum

satt sehen kann. Unter der zweiten Muschel sieht man die personificirten vier Flüsse, den Nil, den Ganges, den Euphrat und den Tigris, welche von minderer Arbeit als jene Najaden, ihre Urnen in das große Bassin ausleeren; sie sind durch das Wasser ganz schwarz und unkenntlich geworden.

Nie hatte ich noch bei einer religiösen Ceremonie so viel Pomp und eine solche Anzahl von Geistlichen gesehen. Nach den Trommelschlägern, welche in spanische, mit Gold durchwirkte Leibchen gekleidet waren und auf dem Kopfe römische Helme trugen, eröffneten die weltlichen Bruderschaften den großen Zug. Zuerst sah man die Zunft der Barbierer und Chirurgen in grauen Röcken, gegen welche die blaue Kapuze mit der Maske wunderbar abstach; dann die Tuchhändler, die Seeleute, die Tischler; dann kamen die geistlichen Orden der Kapuziner, Franziskaner, Benediktiner u. s. w. — Wer könnte alle diese Orden der Reihe nach aufzählen? Es waren deren nicht weniger als drei und dreißig, jeder in anderen Ordenskleidern, welches natürlich einen äußerst bunten, mannigfaltigen Anblick darbot.

Nachmittag sah man in den Straßen von Messina ein eigenthümliches Schauspiel. Die öffentli-

chen Plätze und die Marine war mit allen diesen Mönchen, Abbé's, Weltgeistlichen, Büßenden u. s. w. ganz bedeckt. Bald stieß man auf weite, weiße Röcke, an denen eine schwarze Kapuze und ein schwarzer Stern auffiel, oder auf rothe oder graue; dort sah man rothe Kreuze auf dem weißen Habit, blaue Kapuzen auf einem schwarzen; hier wieder violette Strümpfe, moderne Fracks u. s. w. kurz ein wahres Kunterbunter.

Auf dem Balkon des Corso und in der Umgebung des Domes sah man die weiblichen Orden und geistlichen Vereine, worunter sehr viele junge, himmlische Gestalten mit bloßem Kopfe, und einem weißen weiten Habit, der mit blauen oder rosafarbnen Bändern verziert war. Es war ein wunderschöner Anblick, besonders in einer Stadt wie Messina, wo beinahe alle jungen Frauenzimmer von einer hinreißenden Schönheit sind.

Diese Festlichkeiten dauerten nicht weniger als neun Tage; am zehnten begann die neuntägige Andacht zur heiligen Jungfrau Maria.

Die Sitten sind in diesem Lande eben nicht streng zu nennen; es ist dies in allen Ländern der Fall, welche sich durch ein mildes Klima auszeichnen. Die

Weiber aus den unteren Klassen gehen sehr leicht geschürzt; ihre schwarzen Haare fallen frei über die Schultern herab, ihr Gang ist ungezwungen. Die Mädchen höherer Stände werden in Klöstern erzogen, sehr jung verlobt und mit dem zurückgelegten zwölften Jahre kehren sie in das väterliche Haus zurück. Oft heirathen sie schon in diesem Alter; denn sie werden eben so schnell mannbar als die Asiatinnen.

Ich glaube, daß hier der Platz für eine tragische Geschichte seyn dürfte, welche sich während meiner Anwesenheit in Messina zutrug, da dieselbe die dortigen Sitten am besten schildern dürfte.

Donna Pepina.

Pepina war die einzige Tochter eines reichen Bankiers, eines äußerst stolzen Mannes, der nichts als Dukaten und Wechsel im Kopfe hatte und die Nase höher trug als ein Grand von Spanien. Er ließ seiner Pepina eine sorgfältige Erziehung geben, da er sie für den älteren Sohn eines Fürsten bestimmte, der ein schönes Majorat besaß. Das kleine Mädchen war reizend, von feiner, zierlicher Bildung und voll Sinn für die Freuden des Lebens. Sie war gerade nicht schön zu nennen, aber im höchsten Grade ver-

führerisch und sie besaß eine in diesen Gegenden seltene Eigenschaft, sie hatte wunderschöne blonde Haare.

Der Bankier ließ sie gleich der Tochter eines Adligen im Kloster erziehen; er sparte keine Mühe und keine Kosten, um aus seiner Pepina ein nach den sicilianischen Begriffen vollendetes weibliches Wesen zu machen — er hielt ihr sogar einen Klaviermeister. Bei Gelegenheit jener so häufigen Feste, welche die Bewohner von Messina in Entzücken versetzen, ging sie nicht in das väterliche Haus, sondern zog es vor, in Gesellschaft ihrer Freundinnen zu bleiben, um auf den für die Nonnen bestimmten Balkonen mit ihrer reizenden Gestalt zu glänzen, und die Huldigungen der jungen Kavaliere zu empfangen, welche bei solchen Gelegenheiten über den Corso zu wandeln pflegen; ihre geheime Absicht war dabei natürlich, unter den Schönsten von ihnen denjenigen auszuwählen, welcher der Gegenstand ihrer Träume und geheimen Wünsche wäre.

Pepina hatte ihre Mutter zeitlich verloren, und da ihr Vater sie vergötterte, ließ ihr jedermann ihren Willen, was bei jungen Mädchen nicht ohne Gefahr zu seyn pflegt. — Kein Wunder, wenn

Pepina einen äußerst unbeständigen Charakter hatte, wiewohl sie übrigens ein gutes, sanftes Geschöpf war.

Eines Tages bemerkte sie von ihrem Balkone in der Contrada Ferdinando einen jungen Menschen von elegantem Äußeren und einnehmenden Gesichtszügen. Er hatte so schöne schwarze Augen, und wußte seinen hübschen Schnurbart so geltend zu machen, daß Pepina unwiderstehlich hingerrissen wurde. Tausend neue Empfindungen bewegten ihre junge Brust, und als der Fremde nach manchen Hin- und Herzügen ihr freundlich zulächelte, konnte sie nicht umhin Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die gute, liebevolle Pepina!

Wie sehnten sich die beiden jungen Leute nach dem nächsten Feste! — Der Kalender wurde von nun an ihre Lieblingslektüre; ganz natürlich, da sie darnach die Stunden ihres Glückes berechnen konnten.

Wie oft belohnte nun Pepina ihren Anbeter mit einem himmlischen Lächeln! — Wie viele Küsse sendete sie ihm von ihrem Balkone zu! — Wie viele Blumen berührte sie mit ihren Rosenlippen, um sie dann dem Geliebten zuzuwerfen, der sie mit Küssen bedeckte und an seinem Herzen aufbewahrte. Dieses

Spiel dauerte einige Zeit hindurch, sollten sie sich aber immer damit begnügen?

Pepina zählte nun bereits dreizehn Sommer; sie war ein reizendes Geschöpf, eine wahre Perle unter den sicilianischen Schönen und dabei so unterrichtet, als man es in diesem Lande seyn kann. Man hohlte sie aus dem Kloster ab.

In Sicilien gehen die Frauenzimmer selten aus; sie befinden sich aber übrigens in keinem solchen Zustande von Sklaverei, wie uns manche Reisende glauben machen möchten. Freilich ist der Eingang eines Hauses, in welchem sich junge Frauen und Mädchen befinden, nicht so schlecht bewacht, wie wohl Mancher wünschen dürfte; allein in dieser Hinsicht geht es in andern Ländern auch nicht besser. In einem heißen Lande, wie Sicilien, läßt sich eine solche Sitte ohne Mühe erklären.

Da Don Luigi, Pepina's Geliebter, keine Hoffnung hatte, in dem Hause des Bankiers, der in der strengsten Zurückgezogenheit lebte, Zutritt zu erhalten, so dachte er, ein förmlicher Heirathsantrag würde ihn am schnellsten zu dem ersehnten Ziele führen. Er berathschlagte sich deshalb mit einem alten Advokaten, dessen Freundschaft er gewonnen hatte,

und den er bat, sich geradezu an den Vater P e p i n a's zu wenden, ohne ihm jedoch zu sagen, daß schon seit geraumer Zeit ein geheimes Liebesverständnis zwischen den jungen Leuten bestehe.

Don Luigi war eben keine glänzende Parthie. Sein Vater, der eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, verwendete das Erbtheil, welches einst seinem ältesten Sohne bestimmt war, zu dessen besserer, sorgfältigeren Erziehung, indem er ihn zu einem Beamten des Königs heranbilden wollte. Luigi fand seine Rechnung dabei und bekleidete bereits seit drei Jahren eine öffentliche Anstellung.

Kaum hatte der Advokat ein Wort von dem Heirathsantrage fallen lassen, und Don Luigi als den Bräutigam bezeichnet, als der Bankier sich in die Brust warf und den Brautwerber mit stolzen, beleidigenden Worten abfertigte. Der alte Herr war eben so unwissend als reich; sein Vater hatte den Grund zu seinem nachherigen Reichthume durch Verfertigung von Weinfässern gelegt, und er, der Sohn eines Küfers, verlangte seine P e p i n a als große Dame, mit dem Titel einer Duchessina oder Principessa zu sehen. In seinem Inneren lachte er über diesen unbegreiflichen Hochmuth, über diese uner-

hörte Annäherung Don Luigi's, und den folgenden Tag hatte er bereits auf die ganze Geschichte vergessen. Sei es übrigens Absicht oder Zufall gewesen, er erwähnte diesen Antrag gegen seine Pepina auch nicht mit einem Worte.

Luigi benützte die Gelegenheit, als sie denselben Abend mit ihrem Kammermädchen aus der Vesper nach Hause ging, ihr einen Brief zuzustecken, in welchem er sie von dem ganzen Hergange in Kenntniß setzte.

Pepina, gewohnt ihre kleinsten Wünsche augenblicklich erfüllt zu sehen, war darüber außer sich vor Verzweiflung. Sie sah nun wohl ein, daß ihr Vater sie in unbedeutenden Dingen gewähren ließ, in wichtigen aber nach seinem hartnäckigen Charakter zu verfahren entschlossen sei. In anderen Angelegenheiten würde sie auch ihrem Zorne freien Lauf gelassen, und ihren Willen durchgesetzt haben; diesmal jedoch begriff sie ihre delikate Lage nach ihrem ganzen Umfange; sie weinte und seufzte in ihrem einsamen Kämmerlein und faßte zum erstenmale den Entschluß an Luigi zu schreiben, ihn auf bessere Zeiten zu vertrösten und ihn zur Standhaftigkeit und Treue aufzufordern.

In diesem Zustande verharrte sie mehrere Wochen; sie sah zwar eine traurige Zukunft voraus, allein sie tröstete sich doch noch mit einem schwachen Hoffnungsschimmer, der unser gebrochenes Herz selbst in der Todesstunde noch aufrecht zu halten vermag. Wenn sie in Begleitung ihrer Cameriera zur Kirche ging, versäumte Luigi niemals sich einzufinden; er ging dann einige Schritte an ihrer Seite und schwelgte in dem Glücke, mit der Geliebten einige Worte zu wechseln; zuweilen tauschten sie auch Briefe aus, die einzigen Vertrauten ihrer Liebe.

Lange vermochte jedoch *Pepina* diesen peinlichen Zustand nicht zu ertragen. Ihr lebhafter, herrischer Charakter widerstrebte diesem lästigen Zwange. Eines Tages wendete sie sich geradezu an ihren Vater und erklärte ihm mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit, daß sie bereits in dem Alter sei, um eine Wahl zu treffen, und daß sie diese auch schon getroffen habe.

Der Bankier überließ sich bei dieser Erklärung einer lärmenden Fröhlichkeit; er zog seine Tochter an seine Brust und indem er sie mit seinen großen schwarzen Augen betrachtete, sagte er:

„Bravo, meine liebe *Pepina*, gerade das wünsche

ich auch. Also ist es dir recht sehr um einen Mann zu thun?“

„Ja, Papa,“ antwortete Pepina mit erzwungener Fröhlichkeit, „ich wünschte recht sehr zu heirathen.“

„Nun gut, das soll so schwer nicht werden; ich bin einer der reichsten Männer in Messina und kann den Andern dießfalls wohl Gesetze vorschreiben. Aber du sagtest ja, daß du bereits eine Wahl getroffen habest; ist der Glückliche auch würdig in unsere Familie aufgenommen zu werden? Du weißt, wie reich ich bin, und daß ich die Dukaten nur nach Tausenden zähle.“

„Ach, lieber Vater, das weiß ich Alles recht gut,“ sagte Pepina mit zitternder Stimme. „Du bist allerdings sehr reich, reicher als zehn von diesen adeligen Häusern zusammengenommen.“

„Nicht wahr, Pepinetta,“ versetzte der Bankier, indem er seine Tochter mit stolzem Selbstbewußtseyn küßte; „wir haben die Wahl unter ihnen. — Aber nun sage mir auch, mein Töchterlein, wer der Cavalier ist, dem du den Vorzug gibst? Ist es etwa der älteste Sohn des Herzogs Giovanni? Er ist zwar noch sehr jung und sein Vater auch; in-

deß wird er doch eines Tages Herzog. — *Giovanni* hat nach dem Tode seiner Mutter zweitausend Unzen Goldes Einkünfte zu erwarten; das wäre allerdings eine gute Parthie für mein Haus. — Wie, du schweigst, *Pepina*? Wäre es etwa sein jüngerer Bruder *Luigi*? Er ist freilich hübscher als sein Bruder, aber er zählt kaum achtzehn Jahre, und dann wird er nie mehr als Marquis, vorausgesetzt, daß er das Lehen seines Großonkels zum Geschenke erhält. — Ich möchte dich nun einmal gar zu gerne als *Duchessa* sehen, liebe *Pepina*.“

Bei dem Namen *Luigi* wurde das arme Mädchen roth wie eine Dahlie; sie gerieth in Verwirrung, als sie die hochfliegenden Pläne ihres Vaters vernahm, und verlor mit der Hoffnung auch ihre Fassung.

„Du wirst mir doch den *Kavalier* nennen,“ fuhr jener fort, „den du liebst? — Habe doch mehr Zutrauen zu deinem Vater, liebes Kind. Bist du denn nicht Gebieterin über Alles hier im Hause? Gehorchen die Leute deinen Befehlen nicht pünktlicher als den meinigen? — Und weißt du denn nicht, daß auch ich allen deinen Wünschen nachzukommen gewohnt bin?“

Pepina, ermuntert durch dieses liebevolle Zureden, neigte sich ihrem Vater schmeichelnd entgegen.

„Mein lieber Vater,“ begann sie, „der, den ich liebe, hat keine Hoffnung jemals Herzog oder Marquis zu werden: er ist weder reich noch von adeliger Abkunft; aber er ist ein junger Mann von Verdienst, ein braver, rechtschaffener Mann, den ich liebe und von dem ich zärtlich geliebt werde.“

„Nun...“ stammelte der Vater, indem er die Farbe wechselte und seinen wachsenden Zorn mühsam unterdrückte.

„Er heißt Don Luigi und ist Beamter der Regierung.“

„Don Luigi, Don Luigi!“ schrie der Alte wüthend vor Zorn. „Don Luigi, ein armer Teufel, der Sohn eines Krämers, ein Mensch ohne Mittel und ohne Titel. Dieser Don Luigi bekommt nicht hundert Thaler. Habe ich dich darum so sorgfältig erzogen? Willst du meiner angesehenen Familie einen solchen Schimpf anthun? Luigi, ein armer Teufel von einem Beamten! — Und wo hast du die Bekanntschaft dieses Elenden gemacht?“

„Mein Vater,“ erwiederte das Mädchen mit beleidigter Würde, „da Ihnen schon der bloße Name

dieses Herrn so viel Verachtung einflößt, so wäre es sehr unrecht von mir, Sie in die geheimen Gedanken und Empfindungen einzuweißen, die bisher unser einziges Glück waren.“

„Pepina!“ drohte der Bankier, „nimm dich in Acht!“

„Gott ist mein Zeuge,“ versetzte diese, „daß ich nicht im Sinne hatte, auf Ihre harten und bitteren Worte etwas Beleidigendes zu erwiedern. Ich kenne zwar mein lebhaftes Temperament, aber ich weiß auch, daß ich Ihnen Gehorsam schuldig bin. — Möge es Gott Ihnen verzeihen, wenn Sie mir Unrecht thun! — Ich werde mich stets in ihre Befehle zu fügen wissen; aber wenn sie meiner Verbindung mit Don Luigi durchaus entgegen sind, will ich nur meinem Gotte angehören.“

Mit diesen Worten verließ Pepina rasch das Zimmer ihres Vaters und schloß sich in ihre Gemächer ein.

Der alte Sicilianer stuzte anfangs, als sich seine Tochter so plötzlich entfernte; allein nachdem er eine Zeit lang mit großen Schritten den Saal gemessen hatte, kehrte sein Zorn in seiner ganzen Stärke wieder zurück. Er dachte sich in Don Luigi

einen höchst verwegenen, unternehmenden Jüngling, der vielleicht unzählige Zusammenkünfte mit seiner Tochter gehabt hatte: er stellte sich sein Unglück größer vor, als es wirklich war.

Er ließ nun Pepina's Kammermädchen rufen, die er mit seinen Fragen bestürmte, ohne etwas herausbringen zu können. Das einfältige Ding hatte gar keine Ahnung von dem Liebesverständniß der beiden jungen Leute, so klug hatten sich diese bei ihren geheimen Zusammenkünften auf der Straße benommen. Der Bankier hielt sich nun für verrathen, jagte das Dienstmädchen augenblicklich aus dem Hause, und fuhr mit seiner Tochter noch denselben Abend nach seinem Landhause am Meere, am äußersten Ende der Strada Contessa.

Strada Contessa ist für Messina was Portici für Neapel ist. Es ist der wonnige Frühlingsaufenthalt der reichen Bewohner von Messina. Es gibt dort eine Unzahl der reizendsten Landhäuser; die Palläste sind zwar nicht von so schöner Bauart als jene bei Neapel, aber die Gärten sind tausendmal schöner, reicher an Baumpflanzungen, Gesträuchen und Blumen.

Die Palläste stehen größtentheils auf einen

amphitheatralischen Abhänge, am Fuße der Gebirge, welche zur Kette des Atna gehören. Wenn man diese Gebirge recht anschaulich schildern will, so kann man sie mit Maulwurfshügeln, jedoch im ungeheuren Maßstabe, vergleichen. Die Fruchtbarkeit dieser Gegend gränzt an das Wunderbare. Am Abhänge dieser Berge schlingt sich der Weinstock um die Zweige der Ulmen, der Mais prangt mit seinen goldenen Früchten, das Schilfrohr wiegt sich klagend an dem Ufer der Gebirgsströme und von den Pallästen bis an's Meeresufer sieht das staunende Auge nichts als blühende Rosenlauben, dichte Haine von Orangen- und Citronenbäumen, die ihre duftenden Früchte zur Schau tragen, während die Fichten, Cypressen und eine Menge anderer Bäume dieses lachende Gemälde durch ihr Grün und ihre erquickenden Schatten verschönern.

Das Landhaus des Bankiers befand sich mitten in diesem zauberischen Paradiese; dies sollte nun der künftige Aufenthaltsort Pepina's seyn.

Die Aussicht von der Terrasse war himmlisch schön; rechts gegen Süden überblickte man die Meeresküste bis Catania, während Messina links auf seinen grünen Hügeln lag und sich in den Meeresfluthen spiegelte. Gerade vor sich erblickte

man das malerische, romantische Kalabrien, welches auf den azurnen Bogen zu schwimmen schien.

Wer möchte nicht gerne immer in Messina und an seiner östlichen Küste weilen? Wer möchte nicht gerne unerkannt mitten in dieser lachenden, duftenden, wonnigen Natur leben? — Zu jeder Zeit des Tages und der Nacht schwelgen die Sinne und der Geist in einem beständigen Taumel von Vergnügen und Freude. Die Langeweile kennt man hier nur dem Namen nach. Welches Schauspiel bietet sich beständig den Blicken dar! — Um die Mittagszeit steht Kalabrien im vollen Glanz der Sonne; zehnerlei Farben leuchten uns aus dessen Gebirgen entgegen. Bald sind ihre Gipfel feuerroth, bald grau oder weiß, als bürge sie ewigen Schnee. Bisweilen sind sie schwarz, während man in den unteren Regionen, in den tiefen Schluchten, welche sie durchschneiden, große Schatten von violetter, blauer und Rosafarbe entdeckt, wogegen die grellen Farben der Gegenden am Fuße der Gebirge, die gelben Gebäude und die grünen Waldungen auffallend kontrastiren.

Abends dagegen, wenn die Sonne hinter dem Pharus von Messina verschwindet, wenn alle Wolken entflohen sind und die letzten Sonnenstrahlen den

Gipfel des dreifachen Amphitheaters röthen, färben sich die Gebirge dunkler. Reggio senkt seine regelmäßige, weiße Fagade in das Meer, das noch blauer erscheint als sonst, die Bogen donnern in der herantobenden Fluth, die bei Messina sehr fühlbar ist und man hört dann nur noch den verschwimmenden Klang der fernen Thurmglöcke und die einförmigen, sanften Melodien der Schalmey, wenn der Schäfer seine Heerde in die Gebirge zurückgeleitet.

Dieses Schauspiel bot sich täglich den Blicken Pepin's dar: das hieß wohl Ohl in's Feuer gießen. — Wenn die Seele ergriffen ist und ihren Leiden beinahe unterliegt, während sie sich früher den sanften Regungen der Liebe und der Zärtlichkeit hingab, und ihr ganzes Glück in dem erhebenden Gefühle einer Leidenschaft fand, durch deren magische Kraft jede unserer Fiebern in enthusiastische Aufregung gerieth, dann ist wohl eine paradiesische und von den Elementen der Begeisterung durchwehte Gegend nicht das passendste Mittel, sie von ihrer Überspannung zu heilen. Überhaupt ist schon die Einsamkeit an sich kein Gegengift für jene Leidenschaft. Jeder Lichtstrahl, jede farbige, duftige Blume, jeder Grassalm, den der Fuß eines Vorübergehenden geknickt

hat, ladet die schwärmerische Seele zu neuen Träumereien ein. Die Begeisterung führt uns schnell die Vergangenheit zurück, aus den Augen rollen Thränen, Seufzer drängen sich aus der gepreßten Brust, wir brechen in laute Klagen gegen das grausame Geschick aus, das uns den Gegenstand unserer Sehnsucht entzog, und auf diese Art gewinnen die geheimen Wünsche unseres Herzens neue Kraft, während man sie zu ersticken glaubte. — Gegen heftige Leidenschaften gibt es kein besseres Mittel als ein bewegtes, ereignißvolles Leben, sey es nun das des Kriegers in blutigen Schlachten, oder des Höflings in den Salons, wo tausend Interessen und Meinungen sich kreuzen.

Ist es nun ein Wunder, wenn Pepina in ihrer Einsamkeit auf der glänzenden Villa an nichts anderes dachte, als an ihre Liebe? Ihr Leben war von nun an ein beständiger Traum; nichts konnte sie zerstreuen, dieses Gefühl hatte sich ihrer ganzen Seele bemächtigt. Ein liebendes Herz gleicht den Saiten einer Harfe, nach jeder Berührung vibriren sie noch lange nach: nur die Dauer macht hier den Unterschied.

Dem alten Herrn entgingen die Leiden seiner Pepina nicht. Er litt in seinem Inneren gleiche

Pein, denn er liebte sie aufrichtig; jedoch konnte er es noch nicht über sich bringen, ihr seinen Geldstolz zu opfern, und seine Lieblingspläne auf eine hochadelige Parthie aufzugeben, die er so lange Zeit hindurch gehegt und gepflegt hatte. — Er mußte sich allerdings gestehen, das arme Kind leide fürchterlich; jedoch dachte er, es wäre weiter nichts als die Laune eines jungen Mädchens, eines Kindes, eine Laune, die eben so schnell vergeht als sie entstand. „Hat sie einmal zwei Monate fern von Messina zugebracht,“ dachte er, „so wird sie ihre thörichte Neigung wieder vergessen.“

Der Alte sollte bald erfahren, daß er sich fürchterlich getäuscht hatte.

Pepina schilderte ihrem Geliebten in einem Briefe das Schreckliche und Unerträgliche ihrer Lage. Sie schrieb ihm, wie sie ganze Nächte über ihr trauriges Schicksal weine, und daß sie bei der Unmöglichkeit, den starren Willen ihres Vaters zu beugen, den Entschluß gefaßt habe, ihr Leben in einem Kloster zu beschließen. „Bevor ich jedoch allen Freuden dieses Lebens entsage,“ schrieb das liebende Mädchen, „will ich Sie, mein theurer Luigi, noch einmal, ein einzigesmal sehen, damit die Erinnerung an unsere

letzte Zusammenkunft mir immer lebhaft vorschwebte, und meine traurige Zukunft verschönere.“

Schon waren mehrere Tage verflossen, und noch immer keine Antwort von Luigi! — Pepina jammerte und klagte und gerieth vor Ungeduld außer sich; sie glaubte schon, ihr Geliebter habe sie aufgegeben. — „Ach,“ seufzte sie in ihrer Abgeschiedenheit, „was kann ihn doch abhalten, den Undankbaren! Doch nicht etwa das Unglück, das mich betroffen hat? — Bin ich denn nicht tausendmal mehr zu beklagen, als er? Was erwartet mich? Der schwarze Schleier und ein ewiges Gefängniß! Und er, ach er!“

Luigi war seit einer Woche abwesend von Messina. Unvermuthete Amtsgeschäfte nöthigten ihn die Stadt plötzlich zu verlassen, und er hatte nicht mehr so viel Zeit um Pepina davon zu benachrichtigen. Er befand sich damals zu Pizzo, einer kleinen Stadt des jenseitigen Kalabriens am Golfe von St. Euphémie, bekannt durch Murat's tragisches Ende.

Als Luigi bei seiner Rückkehr nach Messina den trostlosen Brief seiner Geliebten vorfand, faßte er sogleich den Entschluß zu ihr zu eilen, was er auch noch an demselben Abend mit der gehörigen Vorsicht ausführte.

Er begab sich ziemlich spät nach Strada Contessa, wo seine Geliebte ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald er ihren Entschluß, sich in's Kloster zu begeben, ernsthaft bekämpfte, gelang es ihm, sie davon abzubringen. Die Liebe herrscht immer unumschränkt in dem Herzen junger Mädchen, und Luigi war ein schöner Mann voll edler Gesinnungen und sanfter Überredungsgabe. Diese Vorzüge sprachen laut zu seinen Gunsten in dem Gemüthe der jungen und schönen Sicilianerin.

Das Glück schien den Liebenden neuerdings lächeln zu wollen, aber mit wie vielen Gefahren waren ihre Zusammenkünfte verbunden! — Luigi mußte zur Nachtzeit nach dem sechs Stunden von Messina entfernten Landsitze pilgern, über die Mauern der Villa klettern, und dann erst stundenlang sich unter dem Gesträuch verbergen, bis endlich Pepina erschien. Wie leicht konnte er da nicht entdeckt werden und dadurch den Ruf der Geliebten oder selbst sein Leben auf's Spiel setzen?

Ein unvorhergesehenes Ereigniß erneuerte ihre Besorgnisse, und führte endlich die traurige Katastrophe herbei.

Der Bankier hatte inzwischen seine hochfliegen-

den Pläne keineswegs aufgegeben, im Gegentheil, da er Pepina's Entschlossenheit kannte und fürchtete, beeilte er sich allenthalben anzuklopfen um sie nach seiner Absicht vortheilhaft an Mann zu bringen. Ein Fürst, dessen Vermögensumstände, so wie die seiner Familie, nichts weniger als glänzend waren, schlug ihm seinen Neffen vor, den man eben so wie seinen Onkel der Verschwendung beschuldigte. Der, nach aristokratischen Verbindungen lüsterne Alte schlug ein. Der Heirathsvertrag wurde zum großen Vergnügen des Onkels und des Neffen abgeschlossen, und erst als die entscheidenden gerichtlichen Schritte unternommen werden sollten, wurde Pepina von dem bereits gefassten Entschlusse in Kenntniß gesetzt.

Das arme Kind wußte sich nicht zu helfen; Bitten, Thränen, Beschwörungen, alles war vergebens. Der Vater blieb unerbittlich.

Pepina benützte die Nacht, um an Don Luigi folgenden Brief zu schreiben:

„Wenn der Beschluß meines Vaters in Erfüllung geht, lieber Luigi, so bin ich in vierzehn Tagen die Gattin des Don S..., eines Mannes, der wegen seines unordentlichen Lebenswandels verurufen ist. Das Geheimniß, warum mein Vater ihn

wählte, liegt darin, daß er Marquis ist und einst Herzog genannt wird. — Wo ist da die glückliche Zukunft, von der wir an den schönen Abenden unserer Zusammenkünfte so gerne schwärmten? — Bis jetzt hat das Schicksal uns blos Leiden beschieden; bittere Thränen vergällten uns stets die süßesten Stunden. So oft wir uns sahen, ging die Furcht stets gleichen Schritt mit dem Vergnügen. — Indes, wenn ich das Vergangene mit der Zukunft vergleiche, die mir bevorsteht, finde ich, daß wir damals unendlich glücklich waren. — Ich bin todesmatt! — Ach, denken zu müssen, daß ich die Gattin dieses Wüstlings werden soll, dessen unverschämte Blicke mich erröthen machen! — Daß ich mit diesem Menschen ein Leben zubringen soll, das ich mir so schön, so voll der zärtlichsten Liebe dachte! — Nein, mein Luigi! Ich will nicht seine Gattin werden. Dir waren von jeher die geheimsten Regungen meines Herzens geweiht, für dich allein soll dieses Herz auch künftig schlagen, dein will ich ewig bleiben, bis — zum Grabe!

Ich werde einen verzweifelten Entschluß fassen! Doch nein, das wäre ja eine Sünde. Könntest du auch glücklich seyn, mein Luigi, wenn deine Pepina nicht mehr lebte? — Komm noch einmal, da-

mit ich deine süße Stimme höre. Einen Kuß noch, und dann auf ewig — Lebwohl! — Auf ewig? O wie erschüttert mich dies entsetzliche Wort! — zu denken, daß wir uns nie auf dieser Erde wiedersehen sollen! Erst jenseits, im Reiche der Schatten!“

Luigi fand sich um Mitternacht im Garten ein. Wie viele Thränen wurden da vergossen! Der Gedanke an eine Trennung für's ganze Leben erschien diesen jugendlichen Herzen gleich einem Todesurtheil. Leidenschaftliche Gemüther fühlen doppelt das Schreckliche einer solchen Lage. Sie gleichen dem Durstigen, der in weiter Ferne den Wasserfall erblickt, welcher schäumend über die Felsen herabstürzt. Der Anblick der unerreichbaren Quelle, aus der er neues Leben schöpfen könnte, bringt ihn zur Verzweiflung.

Sie schlichen so traurig unter den Rosenlauben dahin, ein sicheres Zeichen heftiger Leiden. Plötzlich ergriff Pepina den Arm ihres Freundes und sagte mit erstickter Stimme:

„Luigi, höre mir aufmerksam zu; ich habe da einen tollen Gedanken, der uns beide unendlich glücklich, oder — elend machen kann. Aber ich fühle es, daß mir die Kraft fehlt, ihn auszusprechen. — Ach, es wäre sündhaft und würde meinen Vater betrüben.“

„Muth, theure Pepina!“ erwiederte Don Luigi mit Feuer, da er ihren Gedanken errathen zu haben glaubte. „Ich beschwöre dich, Geliebte, sprich es aus.“

„Ich denke, mein Vater müßte wohl nachgeben, wenn — ich — wenn wir entflöhen! — Aber es wäre eine Schande!“

„Allerdings eine große Schande,“ versetzte Don Luigi mit einiger Bitterkeit. „Du thust besser, wenn du dich gleich einem Schlachtopfer an diesen elenden Menschen, diesen Don S... ausliefern läßt! — Willst du lieber sterben und den Geliebten sterben sehen, als einem abgeschmackten Vorurtheile entsagen? Übrigens ist ja dein Loos dann noch weit bedauernswerther als das meinige. Bedenke das doch, liebe Pepina!“

„Ach,“ versetzte das unglückliche Mädchen unter einer Fluth von Thränen, „sey nicht grausam, lieber Luigi! Ich bin schon so namenlos unglücklich, daß du die Zahl meiner Leiden durch solche Betrachtungen nicht noch zu vermehren brauchst. Wenn ich nur mein Herz zu Rathe ziehen wollte, würde ich da wohl einen Blick auf die Folgen meines Schrittes werfen? Nein, geliebter Luigi, ich würde keinen

Augenblick anstehen, dir zu folgen. — Aber bedenke die Verzweiflung meines Vaters!“

„Und rechnest du deine und meine Verzweiflung für nichts?“ erwiderte Don Luigi mit Heftigkeit.

„Würde ein liebender Vater sein einziges Kind wohl einer bloßen Chimäre opfern? Würde er seine Tochter einem Wüßling in die Arme liefern, bloß weil dieser einen glänzenden Namen hat? Und was würde ihm dein Opfer frommen? Würde es ihn nicht in den Augen der ganzen Welt lächerlich machen? Nein, meine Pepina, laß dich von dem widrigen Schicksale nicht gleich einer schwachen Blume, die jedem Luftzuge nachgibt, darniederbeugen.“

„Wohlan, mein Luigi,“ sagte Pepina mit jener Entschlossenheit, welche den Sicilianerinnen eigen ist, „du sollst kein schwaches Mädchen an mir finden, ich folge dir. Besorge einen Wagen und führe mich nach Palermo in ein Kloster, wo ich verweilen werde, bis mein Vater in unsere Verbindung einwilliget. Gib mir das feierliche Versprechen, daß du dieß thun willst, und du findest mich morgen bereit dir zu folgen.“

„Hier meine Hand darauf,“ entgegnete Luigi, „und morgen um Mitternacht bin ich wieder hier.“

Luigi verschaffte sich einige hundert Dukaten und einen Betturino. Es war dies ein Mensch von kleiner Statur, aber außerordentlicher Stärke; er hatte große schwarze Augen und Haare von derselben Farbe, die seine schmale Stirne gänzlich bedeckten. Die abstoßenden Züge dieses Menschen deuteten auf eine, jedes Verbrechens fähige Seele. Don Luigi kannte diesen Menschen nur von Seite seiner außerordentlichen Kühnheit, die sich oft bis zur Verwegenheit steigerte, wenn es sich darum handelte, ein keckes Wagemuth auszuführen, an das er oft sein Leben setzte; übrigens wäre es ihm, in seiner gegenwärtigen Lage schwer gefallen, einen anderen zu finden, und er schätzte sich glücklich auf ihn rechnen zu können.

Er vertraute ihm einen Theil seines Planes an, was zum Gelingen desselben unumgänglich nöthig war, und zahlte ihm voraus eine bedeutende Summe auf die Hand.

Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen zwang Luigi, die Ausführung seines Projektes um einen Tag zu verschieben; es war ihm sogar unmöglich an dem verabredeten Abend seinen Posten zu verlassen. Der Betturino war ohnehin schon zur Hälfte

in sein Projekt eingeweiht, er ließ ihn demnach zu sich rufen und gab ihm den Auftrag Pepina von seiner Verhinderung zu benachrichtigen, und den nächsten Abend zu ihrer Befreiung zu verabreden.

Der Betturino bestieg sein leichtes Fuhrwerk und begab sich auf den Weg nach Primo Campanile. Seine schwarze Seele brütete über einem schrecklichen Plane. Die Nacht war still und schweigsam; alle Bewohner von Strada Contessa lagen bereits in tiefem Schlafe, nur das Auge der Liebe, nur Pepina wachte, zitternd vor Ungeduld und mit Sehnsucht den Geliebten erwartend.

Der Wagen fuhr eine ziemliche Strecke über das Landhaus hinaus, bis er endlich stehen blieb. Nun erschien ein Mann an dem verabredeten Orte und rief Pepina mit leiser Stimme; das Mädchen trat mit ziemlicher Zuversicht hervor, wiewohl die Abwesenheit Don Luigi's schon an und für sich ein auffallender Umstand war.

Der Betturino suchte sie hierüber so gut als möglich zu beruhigen. Er führte sie zum Wagen, half ihr oder schob sie vielmehr hinein, warf dann den Wagenschlag heftig zu, sprang auf seinen Sitz und jagte wie rasend von dannen.

Als Pepina ihren Geliebten nicht im Wagen fand, stieß sie ein furchtbares Geschrei aus, das aber durch das Rollen des mit Blitzesschnelle dahinraffelnden Wagens verdeckt wurde: sich in diesem Augenblick aus dem Wagen stürzen, würde ihr unvermeidlich das Leben gekostet haben. In ihrer Verzweiflung beschwor sie den Betturino, bei allem, was ihm heilig wäre, still zu halten; umsonst, er blieb taub gegen ihre Bitten wie gegen ihr Geschrei und jagte mit stets gleicher Schnelligkeit vorwärts, bis endlich die Pferde vor Ermattung unempfindlich gegen die Peitsche und taub gegen die Stimme ihres Führers wurden.

Jetzt befanden sie sich an der Meeresküste auf jener einsamen Straße, welche über steile Felsen nach Taormina führt; dort findet eine menschliche Stimme nur Anklang an dem Echo der Gebirge, das jedes Wort in die wüste, verlassene Einöde zurückhallt.

Pepina fragte den Betturino, wo Luigi wäre, und warum er sie mit einer so unerhörten Schnelligkeit entführt habe?

„Musste ich denn nicht trachten, Signorina, euch so schnell als möglich aus dem Bereiche eures stren-

gen Vaters zu bringen?“ erwiderte jener. „Das habe ich denn auch, denke ich, so ziemlich gut ausgeführt. Was Euren Don Luigi anbelangt, der mich, meiner Treu, recht freigebig bezahlt hat, so werden wir ihn schon an dem verabredeten Orte finden.“

„Aber, warum ist denn Don Luigi nicht selbst mitgekommen?“ fragte Pepina, deren Besorgnisse durch die freche Antwort des Vetturino nichts weniger als beschwichtigt waren. „Das kommt mir nicht natürlich vor; ich fürchte, daß ihn ein Unfall betroffen habe. Führt mich sogleich wieder auf die Villa meines Vaters zurück: ich befehle es.“

„Kann nicht seyn, schöne Signora, ich habe bestimmte Befehle, bin gut bezahlt worden, und muß meinen Auftrag gehörig ausrichten. Kehrete ich jetzt wieder um, so könnte der Böse sein Spiel mit mir treiben und mich in schöne Fatalitäten bringen. Der junge Herr, Euer Geliebter, könnte dann wohl Lust bekommen, seinen Dolch gegen meine Rippen zu versuchen. Seid also ruhig und vor allem mädchenstille; jetzt werden wir bald die Heerstraße verlassen und den Weg in die Gebirge einschlagen.“

Die arme Pepina zitterte wie Espenlaub; das arme, schwache Kind befand sich nun bereits ferne

vom väterlichen Hause und hatte nicht einmal den Trost, den Mann bei sich zu wissen, um dessentwillen sie sich zu diesem zweideutigen Schritte entschlossen hatte. Mitten in der Nacht befand sie sich auf einer einsamen Straße, ganz in der Gewalt eines elenden Betturino, dessen abstoßendes Außere mit Recht Verdacht und Schrecken einflößte.

Nachdem sie mehrere Stunden so fortgefahren waren, hielt der Wagen an der Meeresküste, nicht weit von einem einzeln stehenden Hause. Der Betturino bat Pepina nun abzustiegen, empfahl ihr das tiefste Stillschweigen und führte sie auf einen schmalen Gebirgsweg.

„Verweilen Sie hier einige Minuten, Signorina,“ sagte er, „ich lasse meinen Wagen hier stehen und wir wollen den Rest des Weges zu Pferde machen.“

Während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit faßte das junge Mädchen wohl zwanzigmal den Entschluß, die Flucht zu ergreifen; allein welche Richtung sollte sie nehmen? Der Betturino, des Weges kundig, hätte sie sicherlich wieder eingeholt, überdies schmeichelte sie sich noch immer mit der Hoffnung, daß er sie zu ihrem geliebten Luigi führen werde.

Der Betturino erschien mit zwei Pferden, und

nun setzten sie ihren Weg über die Klippenreihen fort, welche hoch über das Meer emporragen. Lange irrten sie in diesen einsamen Gebirgen umher, welche manches interessante Schauspiel darbieten, wiewohl man selten auf ein lebendes Wesen stößt. Man kann daselbst oft einen halben Tag lang herumirren, ohne eine Wohnung zu finden. Gibt es etwas Traurigeres als eine solche Einöde, mitten in einem Lande, das Gott mit allen Bedürfnissen des Lebens so reichlich ausgestattet hat! —

Endlich ungefähr nach Sonnenaufgang kamen sie in eine enge Gebirgsschlucht, welche mitten zwischen zwei hohen Felsenrücken eingeklemmt war. Ein kleines, helles Flüsschen schlängelte sich, von Zeit zu Zeit Kaskaden bildend, durch dies enge Thal, und im Hintergrunde der Schlucht bemerkte man ein Häuschen, das an einem Felsen lehnte und durch die reiche Vegetation von einer Unzahl von Lorbeerrosensträuchern, welche gerade in der schönsten Blüthe standen, beinahe ganz verdeckt wurde.

Oft wenn ich in den Gebirgsgegenden des inneren Siciliens reiste, fand ich nach langen Strecken sonnenverbrannter Ebenen, welche aus Mangel an fleißigen Armen wüste liegen, und nach Übersteigung

von Hügelreihen, welche mit unfruchtbarer Lava bedeckt sind, plötzlich herrlich grü nende Oasen, welche Paradiesen mitten in der Wüste glichen. Wie glücklich fühlte ich mich jedesmal! Wie begierig löschte ich den brennenden Durst an den klaren, überströmenden Quellen! Ich setzte mich dann nieder und genoß die labende Kühle im Schatten dichter Lorbeerrosenhecken, welche so reizend sind, daß man glauben möchte, sie seien von den Göttinnen des Alterthums, den einstigen Beherrscherinnen dieser romantischen Gegenden, hier zurückgelassen worden. Gleich der Liebe, welche durch die Macht der Verhältnisse verdrängt wurde, die sich aber bei dem geringsten Anlasse, bei der kleinsten Erinnerung wieder erneuert, weckte ein solcher Anblick stets meine Vorliebe für die Schönheiten der Natur. Wie oft entstand in mir der Wunsch, mich in einer solchen Oase niederzulassen, mich ganz der Einsamkeit und Sorglosigkeit hinzugeben und in süßer Vergessenheit zu träumen; dort wäre ich wenigstens weder dem Hasse noch dem Neide begegnet, diesen zweien, in der jetzigen Welt so häufig vorkommenden Leidenschaften, welche eine so große Menge von Familien unglücklich machen. Aber da tauchte wieder die Erinnerung an die Reize der Ge-

gesellschaft auf, der Gesellschaft, die uns verläumdet, die über uns mitleidslos den Stab bricht und die wir doch nicht entbehren können. Da stieg ich jedesmal wieder auf mein Pferd oder Maulthier und entfernte mich mit schwerem Herzen von diesen bezaubernd schönen Gegenden.

Das oben beschriebene Häuschen war die Wohnung eines alten Schäfers, dahin führte der Beturino die arme Pepina.

Den folgenden Morgen, als sich der Bankier beim Frühstück einfand, vermifste er seine Tochter in dem Saale. Da er gewohnt war, sie jeden Morgen daselbst anzutreffen, wunderte er sich über ihr Ausbleiben. Er befragte die Dienerschaft, welche ihm einstimmig die Versicherung gab, das Fräulein sei noch nicht erschienen. Erschrocken eilte er gegen ihr Zimmer, indem er öfters ihren Namen rief, endlich stürzte er in ihr Gemach und fand es — leer.

Einige herumliegende Kleidungsstücke, offene Schubläden u. s. w. ließen auf Vorkehrungen zur Flucht schließen; da fielen dem Alten die Schuppen von den Augen und das wahre Sachverhältniß stellte sich ihm deutlich dar. Er verwünschte nun sein Daseyn, seinen Hochmuth, und hörte nicht auf, seiner

Pepinetta zu rufen, wiewohl vergeblich. Endlich ließ er einspannen und fuhr nach Messina, zu Luigi's Vater, der von der ganzen Sache kein Wort wußte, und auf seine stürmischen Fragen ganz ruhig antwortete, sein Sohn befinde sich, wie gewöhnlich, in der Regierungskanzlei.

Der Alte begab sich nun zu einem hohen Polizeibeamten und bat ihn, sich mit ihm in Luigi's Kanzlei zu bemühen. Dieser stand eben bei einem Fenster in tiefes Nachdenken versunken, wahrscheinlich über die beabsichtigte Entführung, von welcher das Glück seines Lebens abhing. Er konnte sich dabei trüber Ahnungen nicht erwehren, wahrscheinlich weil der Betturino so lange säumte, ihm die Antwort Pepina's zu überbringen.

Als er den Bankier eintreten sah, entfuhr ihm ein Schrei der Verwunderung, er kam ganz außer Fassung und stammelte einige Worte herkömmlicher Höflichkeit hervor.

„Meine Tochter!“ schrie der Alte in einem Tone, in welchem sich Zorn mit Wehmuth paarte. „Was hast du mit meiner Tochter gemacht, Unglücklicher? — Wo hältst du sie verborgen?“

Luigi stand vor dem Alten mit offenem Munde,

und blickte ihn mit starren, unbeweglichen Augen an.

„Du hast mir meine Tochter geraubt, du hast sie und meinen Namen mit Schande bedeckt. Sprich, wo ist sie?“

„So reden Sie doch, Luigi,“ antworteten Sie diesem unglücklichen Vater, „ermuthigte ihn der Polizeibeamte. „Machen Sie ihn nicht noch unglücklicher, sagen Sie, daß Sie die Ehre seiner Tochter nicht angetastet haben.“

„Auf meine Ehre,“ erwiederte endlich Luigi mit einiger Beklommenheit, „ich habe Pepina seit drei Tagen nicht gesehen.“

„In dieser Nacht wurde sie mir geraubt,“ versetzte der Vater, „und niemand anderer als Luigi konnte sich einer solchen schändlichen Handlung schuldig machen.“

„Ich hatte wohl die Absicht; allein die Ausführung ist nicht mein Werk.“

Nach diesen Worten beobachtete der junge Mensch das vollkommenste Stillschweigen. Weder Drohungen noch Bitten vermochten ihn mehr zu sagen, Pepina konnte irgend eine günstige Gelegenheit zur Flucht benützt haben, und würde ihn, so hoffte er, ihren Aufenthalt schon wissen lassen.

Um ihn einzuschüchtern, oder um ihn an einer Zusammenkunft mit *Pepina* zu hindern, brachte man den jungen Menschen ins Gefängniß; er blieb daselbst mehrere Tage ohne sein Betragen zu ändern; als er endlich durch seine Verwandten und Freunde erfahren hatte, daß *Pepina* durchaus nichts von sich hören ließ, bat er den Untersuchungsbeamten, sich zu ihm ins Gefängniß zu bemühen.

Er erzählte diesem alle Umstände seiner Verbindung mit *Pepina*, die Zusammenkunft, in welcher die Flucht beschlossen wurde, den unvermutheten Aufschub um einen Tag, wodurch wahrscheinlich die Entfernung *Pepina's* herbeigeführt wurde, u. s. w. Alle diese Umstände zusammengekommen, brachten die beiden Männer auf die Vermuthung, niemand anderer als der *Vetturino* könne der Entführer gewesen seyn.

Wer beschreibt die Todesangst *Luigi's* bei diesem Gedanken! Er zerraupte sich die Haare aus Verzweiflung; er bat nur auf einige Tage um seine Freiheit, um den schändlichen Buben aufzusuchen; keine Gefahr schien ihm zu groß, selbst das Leben wollte er gerne opfern, konnte er nur seine *Pepina* aus den Klauen jenes Scheusals befreien. Der alte Ban-

hier! kam auch ins Gefängniß, der Schmerz des jungen Menschen rührte ihn, sie weinten zusammen und Luigi sah bald darauf, wie sich die Pforten des Gefängnisses für ihn öffneten.

Lange Zeit hindurch hatte man trotz der eifrigsten Nachforschungen keine Kunde von Pepina. Endlich entdeckte man das stille Häuschen im Hintergrunde jener Gebirgsschlucht. Als die Sbirren eintraten, fanden sie Pepina und den alten Schäfer eben geschäftig, um ihr Bündel zu schnüren. Sie wollten sich auf die Reise nach Messina begeben. Als Pepina die Verrätherei des Betturino merkte, beschloß sie ihrem Leben ein Ende zu machen, und sich von einem der Felsen herabzustürzen, von welchen der Pfad nach jener Hütte, wohin sie der Betturino zu führen beabsichtigte, so häufig begrenzt ward. Der Betturino erhaschte sie zwar bei dem Versuche am Kleide, allein es war zu spät, sie zog ihn mit sich hinab in den Abgrund. Zufälligerweise befand sich in geringer Höhe vom Rande des Felsens ein Strauch, an welchem Pepina mit ihren flatternden Kleidern hängen blieb, während der verbrecherische Betturino, an den Felsen zerschellend, todt in die Tiefe der Waldschlucht hinabstürzte. Die Hir-

ten jener Gegend, welche diesen außerordentlichen Fall mit Augen sahen, eilten herbei, zogen Pevina mit Seilen in die Höhe und brachten die Gerettete in die Hütte zu jenem alten Hirten. Nachdem sie sich von den leichten Quetschungen und der Todesangst erholt hatte, bestimmte sie den Alten durch das Versprechen einer reichen Belohnung, sie in das väterliche Haus zurückzuleiten.

Wer schildert die Freude des Vaters und des Geliebten bei dieser Nachricht, welche ihnen durch vorauseilende Boten verkündigt wurde. Sie eilten der glücklich Geretteten in demselben Wagen entgegen, und noch auf der Rückfahrt legte der, nunmehr von seinem Irrwahn geheilte Vater die Hand seiner Tochter in jene Luigis's, dessen Benehmen gegen die nachherige Gattin und seinen Schwiegervater stets von der Art war, daß Letzterer es nie bereute, seinen Vorurtheilen entsagt, und seine Tochter glücklich gemacht zu haben.

Vor meiner weiteren Vereisung Siciliens wollte ich einen kleinen Absprung nach Kalabrien machen. Ich hatte diesmal einen Reisegefährten; unsere Pässe waren den Tag vorher mit dem Visa des General-Intendanten von Messina versehen worden, wir

schifften uns demnach in Ermanglung eines größeren Fahrzeuges auf einer kleinen Fischerbarke ein, versehen uns mit den nöthigen Sanitätspapieren und stachen bei ziemlich unruhigem Wetter in die See.

Der Kanal von Messina ist voll Klippen und unergründlichen Tiefen, was zum Theil von der Menge Vulkane herkommen mag, die in diesen Gegenden einst in Thätigkeit waren, oder es noch sind: Stoff genug zu den interessantesten Beobachtungen.

Das Meer ging sehr hohl; die Wogen, welche bald dunkelblau, bald grau waren, erhoben sich schnell und gaben eine Menge Schaum bei dem jedesmaligen Zusammenstoße; dann verlängerten sie sich wieder mit donnerähnlichem Rollen, was im mittelländischen Meere ein sicheres Zeichen von einem herannahenden Gewitter ist. Unsere schwache Barke wurde herumgeschleudert wie ein Strohhalme auf einem Springbrunnen. Dieser Wogentanz schien mir nichts weniger als angenehm. Schon einigemal hatte ich große Flächen von blasserem Blau bemerkt, die so glatt waren wie das Wasser eines Teiches und die sich unter dem Einflusse des Windes kaum regten, wiewohl rund herum alle Wogen schäumend sich erhoben. Diese Erscheinung reizte und überraschte mich. Da

niemand auf dem Schiffe war, der mir das Phänomen hätte erklären können, so fuhr ich fort meine Beobachtungen anzustellen. Ich bemerkte nun, daß die Scharen von Seevögeln, welche sich fliegend im Meere badeten, indem sie dabei ihre Flügel über dem Wasser hielten, jene glatten Flächen, welche doch so ruhig zu seyn schienen, mit großer Sorgfalt vermieden; ich befahl nun den Schiffleuten auf die größte jener Flächen, welche nicht weit von uns war, loszurudern; allein sie schlugen mir dies geradezu ab, indem sie mit einer Art panischer Scheu hinzufügten: *è un gorgo, Signore!*

Wahrscheinlich sind dort unermessliche Abgründe, Wirbel, unter denen sich furchtbare Meerestiefen befinden. Ein junger Schweizer, mit dem ich in Messina zusammentraf, erzählte mir eines Tages, er habe sich mit einigen Freunden in die Nähe eines solchen Wirbels führen lassen, um zu sehen, ob in der That Gefahr dabei wäre; zu diesem Zwecke hatten sie absichtlich einen alten Fischer ausersehen, der ihnen große Hindernisse in den Weg legte und viele Angst zeigte. Endlich bemächtigten sie sich mit Gewalt der Ruder und fuhren mitten in die glatte Fläche hinein. Eine Zeit lang blieb die Barke wie festge-

zaubert stehen, dann fing sie an sich ein wenig zu drehen, anfangs unmerklich, dann immer stärker, bis sie endlich mit einer solchen Schnelligkeit zu wirbeln anfang, daß sich die Schiffenden so schnell als möglich aus dem Bereiche dieser gefährlichen Stelle entfernten.

Diodor von Sicilien, welcher zur Zeit Julius Cäsar's lebte, erzählt, nach den Sagen der alten Mythologisten sei Sicilien anfangs eine Halbinsel gewesen, da aber die Wogen beständig mit Heftigkeit an die schmale Erdenge schlugen, sei das Ufer endlich eingestürzt und das Meer hereingebrochen. Das sei auch die Ursache, daß die Stadt, welche an der Meerenge entstand, den Namen Reggio führe, was nach der Etymologie von dem griechischen Worte *πέγνη*, die Stelle bezeichne, wo das Meer hereingebrochen sei. Plinius, der Naturforscher, hat diese Behauptung nach einem Jahrhunderte wieder von neuem aufgestellt, wenn man aber die Berge Kalabriens und Siciliens, wie auch insbesondere die Fossilien des letzteren genau betrachtet, findet man sich keineswegs bestimmt, dieser Meinung beizutreten. Wenn in der That ein Einbruch Statt hatte, woran noch stark zu zweifeln ist, so entstand derselbe

eher durch vulkanische Ausbrüche, wodurch auch jene Meereschlünde und Wirbel entstanden seyn mögen.

Viel wahrscheinlicher ist es, daß Sicilien durch die Gewalt seiner Vulkane entstanden ist, wie dies schon die ungeheure Basis des Ätna, der eolische Archipel und jene Insel beweist, welche vor einigen Jahren in jenen Gegenden entstanden und wieder verschwunden ist, um vielleicht eben so bald wieder zum Vorschein zu kommen. Wenn man Diodor's Hypothese zugeben wollte, so könnte man ja eben so gut behaupten, Afrika sei von dem südlichen Sicilien durch einen Einbruch des Meeres zwischen dem Berg Erix und dem Vorgebirge Capo buono getrennt worden!

Reggio, in einiger Entfernung vom Meere aus gesehen, bietet einen herrlichen Anblick dar; diese Stadt liegt amphitheatralisch auf einer Hügelreihe, welche von einem sehr hohen Gebirge, das unzählige Bergströme durchschneiden, beherrscht wird. Der Anblick dieser rauhen, wilden Natur, welche so finster auf eine lachende, fruchtbare Gegend herablickt, ist ungemein pittoresk; übrigens wiederholt sich dieses Schauspiel an den Küsten Kalabriens sehr oft. Reggio hat einen großen Quai, die Marine, wo man

regelmäßig gebaute Häuser erblickt, die von weitem, wiewohl sie damals noch nicht vollendet waren, einen ungemein günstigen Eindruck machten: vom Meere aus hält man sie für prächtige Palläste. Sobald man jedoch den Fuß auf das Pflaster gesetzt hat, verschwindet jene Täuschung; denn überall erblickt man nur das nackte Elend, zerlumppte weibliche Wesen und gemeine Sitten. Alle Frauenzimmer bedecken ihren Kopf mit kurzen, weißen Mantillen und die schönsten Mädchen gehen barfuß. Wenn man zu den öffentlichen Brunnen geht, sieht man oft wunderschöne Gestalten mit bloßem Halse, und einen langen Henkelkrug mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit tragend. Man wird unwillkürlich an die Bewohnerinnen Egyptens und Syriens erinnert, die gegen Abend an den schattigen Quellen ihre Wasserkrüge füllen. Es ist derselbe Gang, dieselbe Hautfarbe, dieselbe Blöße, dieselben Sitten. Alle tragen den Ausdruck des Stolzes und der Wildheit in ihren Zügen, verbunden mit Trägheit und lüsterner Sorglosigkeit.

R e g g i o besitzt keine Denkmäler, welche einer Erwähnung verdienen. Auffallend sind nur die Glockenthürme mit den hohen Spigen. Vielleicht ist dies

noch ein Überbleibsel der normannischen Herrschaft. In Reggio endete Julie, die Tochter des Octavius Cäsar, ihr schändliches Leben auf eine elende Weise.

Die Meeresküste von Reggio bis Melito, unweit des Vorgebirges Spartivento, ist zwar schön und romantisch, aber beinahe ganz öde; die großen, farbigen Gebirge laufen östlich gegen den Golf von Squillace, wo man zwei unbedeutende Städte, Squillace und Catanzaro findet.

Übrigens gibt es keine elendere Art zu reisen, als die zu Schiffe längs der Meeresküste; ich habe mich tausendmal davon überzeugt. Besser man setzt sich der Sonne aus und läßt sich von den Eseln Reggio's und Catanzaro's, die gleich schottischen Pferden galoppiren, über die Gebirge schleppen, als längs der Küste hinzufahren, dem Winde und der Laune einiger kalabresischen Ruderer preisgegeben, die eigensinniger und lästiger sind als alle Winde zusammengenommen. Eine Landreise mit allen davon unzertrennlichen Mackereien und Beschwerden gewährt mehr Vergnügen als alle Speronarche, Brigantinen und Dampfschiffe der Welt; man hat doch das Land nach allen Richtungen bereiset und erforscht,

die Phantasie ist reich an neuen Bildern und wenn man dann am Ziele ist, mag man wohl müde und erschöpft seyn, aber man hat dafür etwas gesehen. Reiset man dagegen zur See, so muß man sich häufig mit einem fernen Anblick begnügen und das Meiste auf's Wort hinnehmen.

Tarento, Otranto und Brindisi haben nur noch ihre schönen Namen aufzuweisen. Diese einst berühmten Städte sind bereits der Vergessenheit anheimgefallen; vielleicht fände man in ganz Brindisi nicht zehn Personen, die den Reisenden sagen könnten, daß Cicero von hieraus nach Thessalonichi in die Verbannung ging, und daß der liebe Dichter Virgil hier seinen letzten Seufzer aushauchte.

Ich schiffte mich nun wieder ein, kehrte nach Messina zurück und trat die Reise nach Palermo an.

Die nördliche Küste von Sicilien ist außerordentlich schön und romantisch; tausend Erinnerungen an vergangene heroische Zeiten tauchen vor dem Geiste des Reisenden auf. Zuerst stößt man auf Melazzo, das alte Mylas, berühmt durch die Seeschlacht, in welcher Duilius an der Spitze der römischen Flotte die Karthaginer besiegte.

Etwas weiterhin ist der Ort, wo es dem Augustus gelang, durch geschickte Manövers die Flotte des Sextus Pompejus einzuholen und zu vernichten.

Nun erblickt man nicht weit vom Meere üppige Hügel, an deren Abhängen die schönsten Ortschaften mit ihren zierlichen Glockenthürmen liegen. Dann erscheint Patti mit seiner prachtvollen Abtei, in welcher sich das schöne Grabmal der Gemahlin des Königs Roger, Namens Adelaide, befindet. In Cesalu ist ein Kirchenportal bemerkenswerth, das noch aus den Zeiten der Normannen herstammt. Termini steht auf den Ruinen des berühmten Himera, welches Hannibal der Erde gleich machte, um den Tod und die Niederlage seines Großvaters Hamilkar zu rächen, der hier von Gelon an demselben Tage besiegt wurde, an welchem Leonidas in dem Engpasse von Thermopylä den schönen Tod für's Vaterland starb.

Von Termini aus wird die Küste immer reizender; jeden Augenblick entdeckt man tiefe Buchten und in weiter Ferne eine Fülle der herrlichsten Landschaften. Plötzlich unterbricht ein scharf vorspringendes Vorgebirge die Einförmigkeit der gelblichen

Küste, man erblickt einige zerstreute Ruinen auf dem Berge, die einzigen Überreste des einst so herrlichen Solento, und geht endlich nach einer weiteren Fahrt von zwölf Meilen in dem Hafen von Palermo vor Anker.

Palermo.

Als ich das erstemal durch die Straßen von Messina wandelte, ward ich durch den fremden Anblick wundersam überrascht; dies war in noch höherem Grade der Fall, als ich nach Palermo kam. Alles erscheint hier in einem neuen, fremden Lichte, man fühlt es deutlich, daß man sich ferne vom Vaterlande befindet; das Klima ist wärmer, der Himmel schöner als selbst in dem vielgepriesenen Italien und auch die Verschiedenheit der Sitten fällt grell ins Auge: es ist ein Gemisch von Spanischem und Afrikanischem. Die Frauenzimmer der höheren Stände sind von bewunderungswürdiger Schönheit, während das eigentliche Volk abstoßend, ekelhaft, gemein ist. Die Sprache ist nicht mehr dieselbe, es ist ein hartes, disharmonisches Idiom; aber dagegen wie wundervoll ist alles andere! Das Blut rollt lebhafter durch die Adern, man fühlt doppelt den Reiz des Lebens. Hier

herrscht vollkommene Lebensfreiheit, man braucht sich nur mit sich selbst, mit seinem Glücke und Vergnügen zu beschäftigen, man schwimmt in einem Ocean von Freude.

Ein Freund, den ich hier traf, gab sich alle nur erdenkliche Mühe, mich mit Palermo und seinen Umgebungen bekannt zu machen. Zuerst wollte er mir eine Totalübersicht der ganzen Stadt verschaffen. Vier oder fünf Meilen gegen Südwesten erblickt man auf dem Abhange eines hohen Berges, an dessen Fuße sich ein zauberisches Thal ausbreitet, eine Ortschaft, über welche die Thürme der Hauptkirche hervorragen: dieser Ort heißt Mon reale.

Im Jahre 1177 ließ Wilhelm der Gütige, der vorletzte Prinz aus dem Hause Tancred, hier ein prächtiges Kloster errichten, in welchem einige Benediktiner wohnten. Das Innere der Kirche ist von gemischter Bauart, das heißt, die Normannen, welche für jene Zeiten des Verfalles ungemein viel Geschmack und Kunstsinne besaßen, wußten die phantastische Kühnheit der sarazenischen Bauart mit der Prunksucht des neueren byzantinischen Griechenthums zu verbinden, und dabei ihren eigenthümlichen Scharfsinn und die Zierlichkeit ihrer eigenen Erfindungen

geltend zu machen, wodurch es ihnen gelang, jene mystische Architektur hervorzubringen, welche so sehr im Einklange mit dem Katholicismus steht.

Wenn man durch das innere Portal auf der Südseite in das große Schiff tritt, so wird man beim Anblicke dieses wundersamen Meisterstückes, das Pracht mit Strenge vereinigt, zur lauten Bewunderung hingerissen. Der Boden besteht aus lauter Mosaik von Porphyre, weißem Marmor und anderem derlei Gesteine. Die Wände sind von dem Orte, den man mit der Hand erreichen kann, bis an die Winkel der Bogenwölbung mit unzähligen Figuren in Lebensgröße verziert, welche aus Mosaikarbeit auf Goldgrunde bestehen und biblische Personen vorstellen. Die Decke des großen Schiffes wurde einst durch eine Feuersbrunst zerstört, man hat sie dann nach dem ursprünglichen Plane wieder aufgebaut. Freilich sind die Figuren der Byzantiner nicht mit der Reinheit raphaelischer Gestalten gezeichnet; allein das darf uns nicht wundern, da die plastische Kunst damals so gut wie todt war.

Das Kloster von Monreal, von einem höhern künstlerischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist schöner als die Kirche. Es herrscht darin mehr Reinheit des Styls und mehr Übereinstimmung der ein-

zeln Theile, kurz es ist ein herrliches Bauwerk. Es ist von großem Umfange, gut erhell't und von zierlicher Form. Im westlichen Winkel befindet sich ein prächtiger Springbrunnen, der uns mit seinen Wasserkünsten an den Löwenhof von Granada erinnert. Die Säulen sind bald zu zweien, zu dreien oder zu vieren gruppiert und von schöner Bildhauerarbeit. Jede derselben ist mit Mosaiken in Gold, Ebenholz und Porphyr verziert, welche die verschiedenartigsten Gestalten bilden, und darüber erblickt man Kapitäl'er von außerordentlicher Eleganz und Grazie.

Freilich kann sich ein solches Bauwerk nicht jener Regelmäßigkeit antiker griechischer Säulengänge rühmen, allein die Unregelmäßigkeit hat auch zuweilen ihren Reiz und wer sich davon überzeugen will, der betrachte das Kloster von Monreale.

Rechts unter dem Peristyle befindet sich das schönste Gemälde, dessen sich Sicilien rühmen kann. Es ist das Meisterstück eines Malers, den man nicht einmal in Italien kennt. Er hieß Novelli, mit dem Beinamen il Monrealese, weil er ein Bewohner dieser berühmten Abtei war. Er hatte lange Zeit in Neapel, in dem Atelier Ribera's, den man

unter dem Namen *Espagnolet* besser kennt, gearbeitet, brachte es in der Farbengebung sehr weit und erhielt durch seine Bekanntschaft mit *Vandick* einen Anflug von Grazie und Würde. Zuletzt kehrte er ins Vaterland zurück, das er mit einer großen Zahl von Gemälden beschenkte und verherrlichte.

Von der Terrasse von *Monreale* erblickt man eine der reizendsten Landschaften, nicht nur *Siciliens*, sondern der ganzen Welt. So lange ich in *Palermo* verweilte, war dies mein Lieblingsspaziergang. Ich begab mich alle Tage, eine Stunde vor Sonnenuntergang, dahin und fühlte mich glücklich bei diesem romantischen Anblick, welcher die Güte und die Allmacht Gottes so laut verkündigt.

Dieses Thal ist so reizend und so erhaben, daß Pinsel und Feder zu schwach sind, um den Eindruck zu schildern. Ich will hier eine schwache Skizze davon entwerfen, deren einziges Verdienst darin besteht, daß sie auf dem Hügel von *Monreale* niedergeschrieben wurde.

Am Abende eines der heißesten Tage, schlug ich langsam den Weg nach jener alten und prächtigen Kirche ein; ich erklimmte den Berg und gelangte müde und erschöpft auf den Gipfel einer Anhöhe,

von welcher man eine weite Fernsicht hat. Die Sonne senkte sich in das dunkle Meer, das nirgends so schön ist als an dieser Küste, und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Stadt, welche mit ihren weißen und blaßgelben Häusern an dem Ufer der unübersehbaren Meeresfläche dalag. Die Kuppeln, die Kirchtürme, die kleineren Glockentürme der Klöster und die eckigen Dächer der Palläste, die Ungleichheit der Straßen auf dem hügelichen Boden, gaben dieser großen Stadt einen eigenen orientalischen Anstrich. Zwei Gebirgsketten, welche in zwei Vorgebirge auslaufen und die Stadt einschließen, bilden durch ihre Verlängerung gegen Osten und Westen jenes herrliche Thal, das bei Monreale endigt. Es ist ein großes, prächtiges Thal, in welchem die Waldungen und die un bebauten Stellen, gelbe und dunkle Tinten hervorbringen, daß es gefleckt erscheint, wie das Fell des Tigers. Die Luft ist beständig mit den ausgefuchtesten Düften erfüllt, die Abends und Morgens aus den mit goldenen Früchten prangenden Orangenwäldchen, aus den blühenden Hecken von Lorbeer- und Granatsträuchen, aus den Pflanzungen von Johannisbrotbaum aufsteigen, deren farbige Blätter den herrlichsten Schatten gewähren. Hier sieht

man Aloë'n mit ihren hochauftrebenden Blütenstielen, dort schwerfällige Cactus und lange Reihen von Cypressen, und mitten aus diesem blendenden, mannigfaltigen Glanze erheben sich Obstgärten voll jener ungeheuren Olivenbäume, welche noch von den Sarazenen herstammen, und weiße Landhäuser, deren Dächer oder Fagaden mitten aus den riesenhaften Zweigen hervorblicken, welche weithin ihren kühlenden Schatten verbreiten.

Die Nacht überraschte mich mitten in dieser zauberischen Natur. Der Himmel war so blau und die goldenen Sternlein leuchteten aus der Tiefe des Himmels so glänzend hervor, während eine schwache Dämmerung das Thal beschlich, daß ich die Abwesenheit der Sonne nicht bedauerte.

Wer könnte beim Anblick eines solchen Elysiums unempfindlich bleiben? Selbst das roheste Gemüth muß hier von heiliger Begeisterung ergriffen werden. Ich fühlte mich so glücklich, daß mein ganzes bisheriges Leben mir nur wie ein schwerer Traum erschien. Ich saß da allein, viele hundert Meilen fern von dem väterlichen Hause, auf einem Steine unter dem Dache eines majestätischen Baumes, bald das Thal unter mir betrachtend, bald die Blicke in die uner-

meßlichen Himmelsröme erhebend, um mich an dem geheimnißvollen Blinken der Gestirne zu ergötzen. Ich glaubte in denselben alle Leiden und Freuden meines zukünftigen Lebens lesen zu können.

Welch ein poetisches Leben! denn hier ist die Heimat der Begeisterung, der Dichtkunst, nicht in dem Tumulte geräuschvoller Städte; hier versinkt die Seele in süße Träume, hier findet sie ihr eigentliches Wesen wieder; hier berauscht sie sich an dem großartigen Schauspielen der Natur und dem Zauber der Einsamkeit.

Während sich meine Seele diesen romantischen Eindrücken hingab, wurde ich plötzlich durch die einfachen Töne einer Schalmey aus meinen Träumereien gerissen. Sie drangen aus dem andern Ende des Thales zu mir herauf; diese Entfernung, verbunden mit dem reizenden Abend, verlieh diesen Tönen einen lieblichen Zauber. Zuweilen wurde die ländliche Musik durch das Gelächter und das Lachen der palermitanischen Bauern unterbrochen, die in ihrem lärmenden Glücke am Fuße ihrer heimatlichen Berge tanzten. Noch lange verweilte ich unter jenem Baume, bis die Töne der Schalmey und die Stimmen der fröhlichen Landbewohner verstummten, bis das letzte

Lichtlein im Thale verlosch; worauf ich dann tief in der Nacht den Rückweg nach Palermo einschlug.

Palermo wurde wahrscheinlich durch eine griechische Kolonie gegründet, welche durch die an's Wunderbare grenzenden Berichte des Archias von Korinth gegen das dritte Jahr der fünften Olympiade, 758 Jahre vor Christi Geburt, hieher verlockt wurde. Schon der Name dieser Stadt spricht für diese Ansicht, während wir keinen Beweis haben, daß die Phönizier zuerst an diesen Küsten gelandet haben sollen. Panormos bezeichnet im Griechischen einen für alle Schiffe sicheren Hafen. Die Lateiner übersetzten dies mit totus portus, Hafen für alle Nationen, und entweder die Römer oder die Sarazenen gaben der Stadt den schönen Beinamen „der glücklichen,“ den sie so sehr verdient.

Palermo gleicht der alten Stadt nicht im geringsten; von dem alten Panormos hat es nichts mehr aufzuweisen, als den Platz, wo jenes stand, und welcher noch immer derselbe ist. Anfangs bestand die Stadt aus drei Theilen; der mittlere, und zugleich der älteste Theil wurde von den Griechen Panormos genannt: er lag gleich einem Gürtel um den Hafen. Dies war eine Halbinsel, welche von

der einen Seite durch das Meer begrenzt wurde, das einen tief in das Land dringenden Kanal bildete, und die Mauern der Stadt bespülte. Gegen Süden wurde derselbe von dem Flusse *Dretho* eingeschlossen, der eine Zeitlang das angenehme Thal am Fuße der Gebirge bewässernd, seine Fluthen an den Mauern der Stadt in der angedeuteten Richtung vorbeiwälzt.

Jenseits dieses Flusses entstand allmählig eine Vorstadt Namens *Neapolis*, d. h. neue Stadt, welche den zweiten Theil des alten *Panormos* ausmachte. Hier errichteten die Römer Pallisaden, nachdem sie i. J. 499 nach der Erbauung *Roms*, *Panormos* den Karthaginensern abgenommen hatten.

Seit jenen Zeiten hat sich *Palermo* durchaus verändert, und dadurch ungemein gewonnen. Jetzt ist es eine ungeheure Anhäufung von Bauwerken in der Form eines Trapezes, dessen größerer Theil bei *Porto felice*, der kleinere aber bei *Porta nuova* beginnt.

Wenn ich zum erstenmale eine Stadt betrete, ist es meine Gewohnheit, am zweiten Tage, ohne Führer und ohne Erkundigungen einzuziehen, auf's gute

Glück eine Wanderung durch dieselbe anzutreten. Ich verirre mich oft stundenlang in abgelegene Stadtviertel, wo nur die Hefe des Volkes wohnt. Da sehe ich denn das Elend in seiner nackten Gestalt, oft durch die Beimischung des Lasters noch mehr verunstaltet. Diese Wanderungen haben einen großen Reiz für mich; ich finde stets etwas Neues und Originelles, das mich überrascht, und ich bin fest überzeugt, daß man auf diese Weise den Zustand der Sitten und der Bildung eines Volkes am besten kennen lernt.

Meiner Gewohnheit gemäß durchwanderte ich gleichfalls die elendesten Stadtviertel von Palermo: sie sind in der That von abschreckendem Ansehen. Der Schmutz dieses Volkes übersteigt alle Begriffe. Die Häuser haben in der Regel keine Fenster und erhalten ihr Licht bloß durch die Thüre; nur der glänzende, heitere Himmel von Sicilien kann solche Mattenester wohnlich machen, sonst wären es in der That nicht viel mehr als Gräber. Sobald die Sonne aus den elenden, engen Gassen verschwunden ist, begibt sich die ganze Bevölkerung auf die Straße; darin besteht ihre ganze Glückseligkeit. Auf diese Weise athmen die armen Leute doch wenigstens eine frischere

Luft, die jedenfalls besser ist als der pestartige Qualm, der sie in ihren Löchern erwartet. Nun tritt die Blöße der Armuth an das helle Tageslicht; die Männer tragen kurze Weinkleider, ein offenes Hemd und eine rothe Mütze, das ist ihr ganzer Anzug. Die Weiber tragen einen Schatten von Unterrock und ein Stückchen Halstuch, so daß sie beinahe gar nicht bedeckt sind und von den Strahlen der Sonne verbrannt werden. Welch ein widerlicher Anblick! — Welch ein Unterschied gegen die reizenden Mädchen von L e n t i n i! Sie sind doch Töchter desselben Klimas und auch nicht viel besser bekleidet; allein sie setzen sich weniger der Sonne aus.

Übrigens machen die unteren Volksklassen von Palermo, wiewohl sie eben so ekelhaft sind als jene von Neapel, doch nicht einen gar so widrigen Eindruck. Die Palermitaner sind stolz, und verlegen sich daher nicht auf's Betteln; dagegen ist der Diebstahl unter ihnen sehr häufig. Die Lacedämonier machten freilich sogar eine Tugend daraus, und man mag sagen was man will, die Sicilianer sind sicherlich Nachkommen der alten Griechen.

In diesen Quartieren des Elends machte ich dennoch eine interessante künstlerische Entdeckung, die

ich mir zum besondern Glücke rechnete. In einer alten, normannischen Kirche, Namens San Agostino, sieht man ober dem Portale eine architektonische Rose von bewunderungswürdiger Arbeit: es ist dies unstreitig die merkwürdigste Rose dieser Art in der ganzen Christenheit. Über kleinen Säulen mit äußerst künstlichen Kapitalern, erheben sich Kreuzbogen, um welche sich sarazenische Verzierungen in Form von Kleeblättern in den lieblichsten Verschlingungen winden, aus deren zierlich gebildeten Guirlanden eben jene Rose entsteht. Das Innere der Kirche ist gerade nicht besonders merkwürdig, allein hinter derselben steht ein allerliebstes kleines Kloster, in rein romanischem Style, zwar ohne alle Verzierungen, aber von auffallender Eleganz.

Ein andermal besuchte ich die Kirchen; Palermo hat derselben wohl gegen zweihundert, allein die meisten derselben sind unbedeutend. Arm an Gemälden haben sie dagegen einen Schatz von den kostbarsten Marmorarten aufzuweisen. In dem Nonnenkloster der Strada Toledo findet man in dieser Hinsicht einen wahrhaft verschwenderischen Luxus; die Tribunen haben zierlich vergoldete Gitter von der schönsten Arbeit, hinter denen man oft wahre Engels-

gesichter erblickt, deren schwarze Augen unter der weißen Mantille wunderbar hervorleuchten.

Das Äußere der Kathedrale ist ein Meisterstück normannischer Baukunst. Ein hoher Thurm von weißem Marmor, den die Sonne seit acht Jahrhunderten in die Farbe des Goldes gekleidet hat, steigt majestätisch empor über dem prächtigen Portal, das rückfichtlich der Zierrathen den Bauwerken des Alterthums an die Seite gestellt werden darf. Dieser Thurm ist von durchbrochener Arbeit; zwischen den Doppelfenstern befinden sich schwache Säulen, um welche sich zierliche Blumengewinde und andere Zierrathen schlingen. Ehemals hielt die Pracht des Inneren dem Äußeren der Kirche die Wage; allein im letzten Jahrhunderte wollte man sie im damaligen Geschmacke verschönern, was durchaus zum Nachtheile derselben ausfiel.

Wiewohl nun das Innere der Kathedrale von Palermo den Verfall der Baukunst späterer Zeit unwiderlegbar beurkundet, so hat es doch einige kostbare Merkwürdigkeiten aufzuweisen, welche der Verbesserungswuth jener Neuerer widerstanden oder entgingen. Hieher gehört vor allem die hölzerne Tribüne, wo der Erzbischof seinen Platz einnimmt, und

die zwei Weihwasserbecken von weißem Marmor. Ober denselben befindet sich eine Art Kuppel und das Innere derselben ist mit allerliebsten Statuen verziert, welche Personen in der Tracht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vorstellen. Etwas weiter sieht man in verschlossenen Kapellen vier prachtvolle Grabmäler, in welchen die sterblichen Überreste Roger's, Friedrich's, der Kaiserin Constanza und Heinrich VI. ruhen. Diese Grabmäler sind von Porphyrt und in ungewöhnlich großem Maßstabe ausgeführt. Sie haben eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Grabmale der Kaiserin Helene, das man zu Rom in dem Museum des Vatikans sieht. Diese Ähnlichkeit hat ohne Zweifel Anlaß zu der Behauptung gegeben, die Normannen hätten einige berühmte Große des oströmischen Kaiserthums ihrer Ruhestätte beraubt, und die sterblichen Hüllen ihrer eigenen Beherrscher mit diesem Raube geschmückt. Ich habe diese Mausoleen sehr aufmerksam betrachtet, und kann, besonders mit Rücksicht auf die etwas rohe Bildhauerarbeit, jener Behauptung kühn entgegentreten, und mit Grund versichern, daß jene Arbeiten dem normännischen Geschmack des zwölften Jahrhunderts angehören.

Gegenüber von dieser schönen Kirche sieht man ein Bauwerk, das für den Geschichtsforscher, den Antiquar und den Künstler von hohem Interesse ist. Ich meine die kleine, bescheidene Kapelle, ohne Anspruch wie ohne Verzierung, in der man die Könige salbte. Man sieht noch das enge Fenster, an welchem sich der Fürst dem versammelten Volke zeigte, um die herkömmliche Hulldigung zu empfangen, und ober dem Fenster liest man noch die Inschrift:

Hic Regi Corona Datur.

Zwei andere, nicht weniger merkwürdige Denkmäler, welche an die Pracht der normannischen Herrschaft erinnern, sind: die königliche Kapelle und die Kirche eines Nonnenklosters, *la Martorona*, welche auf Veranlassung eines Admirals des Königs Roger erbaut wurde. Es ist wahrscheinlich, daß diese beiden Kapellen in den ersten Jahren nach der Eroberung von arabischen und griechischen Meistern errichtet wurden. Es gibt nichts Geheimnisvolleres, Lieblicheres, Zierlicheres. Ich bewunderte diese Meisterstücke mit wahrer Begeisterung. Die Wölbungen ruhen größtentheils auf antiken Säulen, in dem zierlichen Style des Alhambra. Die Mosaiken sind

diesmal nicht bedeutungslos; sie sind geschichtlich. Eine unter andern stellt einen Großen jener Zeit vor, der in eine glänzende, gestreifte Tunika gekleidet ist.

Das alte Mauthaus und mehrere bisher noch nicht erwähnte Kirchen, bezeugen noch die Schönheit der normannischen Baukunst, eben so gereichen die Arkaden einer alten Brücke, la Cuba und das geheimnißvolle Ziza den alten Emiren zur Ehre. Da diese zwei Gebäude einige Ähnlichkeit mit einander haben, so wollen wir uns auf die Beschreibung des Letzteren beschränken.

La Ziza ist ein kleines, viereckiges Schloß von zwei Stockwerken mit orientalischen Fenstern, welche in Luffstein gearbeitet sind, deren Mauerwerk von der Sonne gebräunt wurde; es ist vollkommen gut erhalten. Man kann in der Art kein zierlicheres Bauwerk sehen. Einige spanische Inschriften, so wie das Wappen der Sandoval abgerechnet, denen es der König schenkte, sollte man glauben, es sei noch der Wohnort irgend einer sarazenischen Schönen. Der Brunnen am Portikus ergießt noch immer sein frisches, helles Wasser, das mit sanftem Gemurmel über das anmuthige Grün dahineilt, und die glän-

zenden Farben der Mosaiken immer wieder auffrischt. Vormalz war diese Halle mit Freskogemälden geziert, von denen heut zu Tage keine Spur mehr vorhanden ist. Zierliche Säulen stützen die Wölbung, und die schmalen Kapitälcr werden durch schnäbelnde Läubchen gebildet. Ich habe daselbst eine eigene Bemerkung gemacht; man sieht nämlich auf Goldgrunde eine Mosaik, zwei arabische Bogenschützen vorstellend, welche nach einem schöngefiederten Vogel zielen. Die Mosaikarbeiten waren zwar bei den Orientalen sehr in Schwung, allein da der Alkoran die Abbildung menschlicher Gestalten verbietet, so muß diese Übertretung des Gesetzes jeden Kenner überraschen. Sollte es vielleicht normannischen Ursprungs seyn? Aber warum hätten diese gerade eine Darstellung gewählt, bei welcher ihre erbittertsten Feinde, die Sarazenen figuriren? — Da wäre allerdings ein weites Feld für antiquarische Gelehrsamkeit und Gelegenheit genug die Literatur um mehrere Bände zu bereichern.

In den oberen Stockwerken sind blos die Fenster und die Thüren bemerkenswerth, und die ins Unendliche verschlungenen Kleeblätter spielen hier dieselbe Rolle wie im Alhambra. Man kann nicht umhin, diese Bizarrerie höchst zierlich zu finden. Die

Schießscharten auf der Terrasse sind nicht minder sehenswerth, und in der Mitte erhebt sich, wie gewöhnlich, die maurische Kuppel. Wie bezaubernd nimmt sich Palermo durch diese Schießscharten aus! — Welche Seligkeit hier zu leben und zu sterben! — Man genießt schon auf der Erde alle Freuden des Himmels. Aber mitten unter diesen reizenden Bildern befällt uns eine plöbliche Schwermuth, wenn wir auch hier die traurigen Kammern bemerken, in denen so mancher Unglückliche verschmachtete. Eine kleine Stiege führt zu den engen Gefängnissen. In einem derselben sieht man noch die Öfen, in denen die Marterwerkzeuge glühend gemacht wurden. Man fühlt bei diesem Anblick eine seltsame Beängstigung und erinnert sich mit Schauern an jene Schreckenszene in Vanhoe, wo Front-de-Boeuf und die beiden Sklaven des Tempels sich anschickten, den unglücklichen Juden Isak zu martern.

So ist Ziza; allein bei allen seinen Reizen steht es doch an Interesse dem unvergleichlichen Alhambra bei weitem nach, so sehr auch Graf Forbin das Gegentheil verfechten mag.

Während der normannischen Herrschaft fand man in den Gärten von Ziza eine chaldäische In-

schrift. Wilhelm II. ließ dieselbe übersetzen: sie lautet folgendermaßen:

„Während Isaaß, der Sohn Abrahams, im Thale von Damas herrschte, und Esau, der Sohn Isaaß's, in Idumäa regierte, landete eine große Anzahl Hebräer, in deren Gefolge sich mehrere Einwohner von Damas und Phönizier befanden, auf dieser Insel. Sie ließen sich in dieser reizenden Gegend nieder und gaben ihr den Namen Panormos.“

Trotz dieser Inschrift bin ich der bereits oben ausgesprochenen Meinung, daß die Gründung Panormos durch eine griechische Kolonie weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe.

Die Tochter des Emirs.

I.

Komm meine kleine Zauberin, glänzender als die Perlen des Meeres, meine Ziza, meine Tochter, komm, und besteige deinen weißen Selter, der an der Hand deines Sklaven unruhig schnaubt und wiehert. Er haßt die Unthätigkeit gleich unseren Kriegern, die keinen anderen Gedanken haben, als Kampf und Schlachtengewühl. — Sieh, das Wetter ist herr-

lich! Es ist der erste Tag des Jahres, an welchem die Sonne den Himmel vergoldet. Komm, Licht meiner Augen, und laß mich in deinen Blicken, deren Feuer den Glanz der Sterne verdunkelt, deine Zustimmung lesen. Der leichte Zephyr, der die Luft erfrischt, möge mit dem grünen Schleier spielen, der deine Schönheit verhüllet. Komm, mein Mädchen, und laß uns die Ebene mit unseren schnellen Rossen durchstreifen.

II.

Ich bin Ab-Zadel, der Emir, welcher über die Sarazenen Siciliens herrscht. Gott ist groß; er hat mir den Muth gegeben, mein Vater einen Säbel, meine Mutter eine Gattin, und die Liebe dieser Gattin hat mir dich geschenkt, meine Ziza. Welch ein kostbares Geschenk! Gab es je einen glücklicheren Menschen? — Wenn ich im Geleite meiner tapferen Krieger siegreich aus fernen Landen zurückkehre, so finde ich dich stets auf dem Akassar blühend vor Schönheit gleich der Peri des Propheten, und liebevoll gleich einer Taube. Komm, o Kind meiner Seele, Blume meiner Gedanken, komm! — Schwarzer Sklave, wirf dich in den Staub, damit sich

meine Tochter deiner als eines Schämels bediene,
um auf ihren Selter zu steigen.

III.

So sprach der Emir. Eine Menge von Kriegern und Sklaven erfüllen die Hofräume des Alkassar. Jedes Volk hat seine Repräsentanten. Die Einen kommen aus Bagdad und Bassora, die Anderen von den reizenden Ufern von Ormus; die Letzteren haben ihre nationale Tracht beibehalten. Sie sind stolz und muthig wie die Löwen ihrer Wüste. Nur im blutigen Handgemenge fühlen sie sich glücklich, wenn das Klirren der Säbel die Größe der Gefahr verkündigt. Die Söhne von Ormus sind die getreuesten des Emirs.

IV.

Omor und Garaga hat die schwarzen Nubier geliefert. Im Kriege kämpfen sie, im Frieden werden sie wieder Sklaven. Die ganze versammelte Menge ist in die glänzendsten Stoffe gekleidet, in Luniken, an denen Silber, Gold und die kostbarsten Edelsteine verschwendet sind; denn um glücklich zu seyn, bedarf der Sarazene auch reicher Kleider. Seine lebhafteste Phantasie, sein dichterisches Gemüth

gibt sich dadurch kund. Wann denkt der rohe Scythe an den Schmuck der Kleider und der Waffen? Dort lebten niemals Dichter; doch wer ist es nicht im Orient?

V.

Der Reiterzug hat sich durch das afrikanische Thor aus der Stadt Palermo hinausbegeben. Das Volk hat sich wie zu einem großen Feste herbeigedrängt, um die schöne Tochter des Emirs mit freudigem, begeisterten Zuruf zu begrüßen. Ach, Ziza ist so schön! — Sie besitzt das lässige, zarte, grazilöse Wesen der Perli's; der Prophet hat sie gesegnet und Allah sie mit Herzensgüte ausgestattet ohne Gleichen. Ihr Gesicht ist schön wie ein Traum in der grünenden Dase. Ihre Stimme sanft, gleich den fernen Tönen einer Cyther. Sie ist ein himmlisches Wesen, herabgestiegen, um die Sarazenen zu bezaubern; denn wer die Augen Ziza's erblickt, muß diese glänzende Perle lieben.

VI.

Doch welcher Sterbliche wäre wohl einer solchen Peri würdig? Ihr Vater ist der Emir Abzabel. Sie ist gewohnt, im Schatten der herrlichen Gewebe

von Zinagiar zu ruhen, beim murmelnden Geräusche frischer Springbrunnen, von den lieblichen Gerüchen der persischen Roseneffenz (Altargul) umduftet. Ein Mädchen, das stets in einer zauberischen Feenwelt gelebt hat, wird auch bei der Wahl des Gatten nicht so leicht zu befriedigen seyn; der Emir wünscht sich den Tapfersten und den Schönsten zum Schwiegersonne, denn Ab-Zadel ist ein liebender Vater.

VII.

Ab-Zadel vergöttert seine Tochter; er beobachtet sie mit seinen scharfen Blicken, wie die Schwalbe ihre Zungen unter ihren langen Flügeln, dem Symbole der Trauer, hütet. Die schöne Jungfrau, an die Liebkosungen und Aufmerksamkeiten des Emirs gewohnt, weiß von ihm alles zu erlangen. Wenn sie von kostbarem Schmucke, von Halsgeschmeide, von golddurchwirkten Stoffen und ähnlichen Wunderwerken träumt, so kömmt es dem Emir keineswegs darauf an, eine Botschaft nach Samarkand oder nach Beron am arabischen Meerbusen zu schicken, oder auch die Soudans oder die Häupter der großen Stämme mit Krieg zu überziehen, um sich das Erwünschte

zu verschaffen. — Hat nicht Ziza von Wunderdingen geträumt, und sind die Träume eines Weibes nicht eben so viel Wünsche? —

VIII.

Ab-Zadel will seine schöne Tochter immer lächeln sehen, und ihre Stirne rein wie der blaue Himmel des herrlichen Syriens. Wenn die Nacht ihren schwarzen, mit Diamanten besäeten Mantel über die Sonne ausbreitet, läßt er in den Saal der Springbrunnen junge Tänzerinnen vom rothen Meere und Musiker von Damas kommen. Haben diese ihre Rolle ausgespielt, so folgen ihnen die Poeten, welche mit heller Stimme die wunderbaren Thaten der Kinder der Wüste besingen, oder geheimnißvoll von der begeisterten Liebe Calé's, der himmlischen Tochter Diarbekir's erzählen.

IX.

So wird Ziza jede Nacht in den Schlaf gelullt, der die Glücklichen erfrischt und die Unglücklichen tröstet. Dann schwelgt sie in paradiesischen Träumen, und lebt mit den Auserwählten des Propheten ein Leben voll Wonne. Sobald sie erwacht, öffnet sie langsam ihre großen, schwarzen Augen, erhebt sich

von ihrem Lager und begibt sich in das erfrischende Bad. Wer beneidete da nicht den Zephyr, der durch die Gemächer streicht!

X.

Nachdem die zwanzig Dienstfrauen Ziza's ihr herrliches Haar in Böpfe geflochten, und sie mit ihrer kostbaren Tunika und dem Schleier bekleidet haben, an welchem Perlen und Smaragde glänzen, erscheint Ab-Zadel um seine Tochter zu küssen, sie zu bewundern, zu verherrlichen. — Nun wirft die nubische Sklavin Myrrhenpulver in das goldene Gefäß, woraus sich blaue, duftende Wolken erheben, und der Vater überreicht ihr Blumensträuße, damit sie dieselben mit ihren zierlichen Händen zerpfücke. Die junge Sarazenin tanzt dann scherzend über die Rosenblätter, jedem Grame fremd, denn der Rosenduft verscheucht alle Schmerzen.

XI.

Die kriegerische Tracht der Sarazenen glänzte weithin über die Fläche von Palermo; die Stadt lag schon in nebelgrauer Ferne. Plötzlich befahl Ab-Zadel seinen Ormischen Reitern bei dem letzten großen Gebäude, dessen Hallen von unzähligen Spring-

brunnen erfrischt werden, zu halten. Er selbst gibt seinen Pferden die Sporne und führt seine Tochter voll Freude, Stolz und Liebe an die Thore eines herrlichen Lustschlosses.

XII.

„Vater, wem gehört dieser Feenpallast,“ rief Ziza aus, während jedes neue Gemach ihre Bewunderung steigerte. „Was für herrliche, kühlende Springbrunnen! Welch ein reines, frisches Wasser. — Ist dies der Pallast, in welchem sich die himmlischen Per's versammeln, wenn sie auf die Erde herabsteigen? — Welcher Reichthum, Welch eine verschwenderische Pracht! — Was für prächtige Sträucher und Blumen blühen in diesen üppigen Gärten!“ „Komm auf die Terrasse, meine Ziza,“ sagte der Emir. — „Ach, Welch ein wunderschöner Anblick! Schöneres sah die Welt wohl nie! — Die Pracht des Alkassars hält damit keine Vergleichung aus. Sieh dort die reiche Stadt, welche am Ufer des Meeres zu schlummern scheint. Sieh diese blauen Wogen, die sich nachlässig am Ufer brechen. Welch eine göttliche Ruhe! Wie angenehm müssen hier die Nächte seyn! — Was gäbe ich darum, hier leben zu können! — Wem ge-

hört denn diese Dasis, mein Vater?“ — „Zi za, meine liebe Tochter,“ sagte der Emir, indem er eine Freudenthräne trocknete, „dies ist hinfürs dein Sommerpallast.“

Ein Reisender darf Palermo nicht verlassen, ohne die berühmte Grotte der heiligen Rosalie auf dem Berge Pellegrini besucht zu haben. Freilich ist der Weg dahin, besonders unter dem Einflusse einer Juni- oder Julisonne, nichts weniger als angenehm, und man muß die herrliche Aussicht, in der Richtung von Tunis, theuer erkaufen. Hinter diesen Felsengruppen hatten die Karthaginer im ersten punischen Kriege ihre letzten Verschanzungen. Der Zugang ist steil und ungemein beschwerlich; nichts wächst an diesem Orte, der von aller vegetabilischen Erde entblößt ist: man findet daselbst nur Eidechsen und Schlangen. Einen Theil dieser Beschwerlichkeiten opfert man gerne der schönen Grotte und den andern muß man der Größe der geschichtlichen Erinnerungen weihen. Der Reisende, der um historischer Zwecke willen reiset, muß solche Opfer gar oft bringen, da so viele berühmte Dinge nur einen schönen Namen aufzuweisen haben, und nichts weiter.

Die Sitten der höheren Stände zu Palermo haben dieselbe sinnliche Richtung, wie jene der Einwohner von Messina; seit fünfzig Jahren hat sich daran nichts geändert. Palermo ist in dieser Hinsicht ein köstlicher Aufenthalt.

Gegen 23 Uhr, nach unserem Zeitmaß um sieben Uhr Abends, erfüllen sich zwei große Straßen von Palermo, die Contrada Maqueda und die Contrada Cassaro, mit einer ungeheuren Menge von Wagen, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit über das Pflaster dahinrollen. Dies ist die Zeit, um welche sich die Damen in ihrem Puze zeigen; sie entfalten dabei die ganze Pracht und Kunst einer ausgesuchten Toilette und erscheinen im vollen Ballanzuge. Da nun einmal ganz Europa von Amsterdam bis Pera gewohnt ist, die französischen Moden nachzuäffen, so muß man, um wahrhaft nationale Trachten zu sehen, beinahe schon bis zu den barbarischen wilden Völkern vordringen; und selbst diese beginnen schon die malerische Tracht ihrer Vorfahren umzutauschen. Und doch verstehen die wenigsten Frauen sich zu kleiden, oder man findet in ihrem Anzuge wenigstens nicht jenen eigenen Reiz, jenes natürliche, ungesuchte und doch zierliche Wesen, die Wahl

passender Farben u. s. w., wodurch die französischen Damen mit wenig Kosten eine große Wirkung hervorbringen, und im Fache der Moden stets als unnachahmliche Muster voranleuchten werden. In Palermo und selbst anderwärts sind die Damen durch ihren Anzug genirt; sie treiben einen wahren Mißbrauch mit rothen, gelben und blauen Kleidern und Hüten. Die Farben stehen allerdings im Einklange mit dem Klima, wenn der Anzug antik oder kurz geschnitten ist, aber sie passen keineswegs zu unserem elenden, modernen Anzug, der durchaus keinen Geschmack verräth.

Die Wägen fahren in der Straße *Maqueda* bis zur Marine hinab, wo man die Abendkühle genießt, welche das Meer verbreitet. Hier findet sich die ganze elegante Welt zusammen; man plaudert im Schatten, man gibt und empfängt ein Stelldichein, man intrigürt, man spekulirt; allein um zwei Uhr Nachts, ist diese Küste, die früher so gedrängt voll, so lärmend war, wie ausgestorben; die Spaziergänger kehren in die *Contrada Toledo* zurück und die Fahrenden bleiben vor den zahlreichen Kaffeehäusern, wo man um geringen Preis das beste Gefrorne von der Welt bekommt.

Nun kömmt die Stunde, wo man in die Oper geht, die in Palermo wie in Messina sehr schlecht ist. Unglückliche Poeten, die Hungers sterben, mit abgetragenen Kleidern, an dem man jeden Faden zählen kann, erscheinen mit einem ungeheuren Manuscripte, aus dem sie den Vorübergehenden ganze Stellen vordeklamiren: das ist der Inhalt beinahe aller dieser abgeschmackten Stücke. Überall dieselbe Wiederholung, höchstens schwingt man sich zur erbärmlichen Nachahmung eines Stückes von *Scrive* hinauf, das in solcher Gestalt natürlicherweise nicht gefallen kann.

Um Mitternacht, nach der Oper, nimmt man im Vorüberfahren noch einige *Sorbetti*, und begibt sich dann zum Souper.

Ich war zu nahe an *Carini*, dem alten *Hycara* und der Vaterstadt jener berühmten *Caïs*, um der verzeihlichen Neugierde widerstehen zu können, die Wiege jener weltbekannten Schönheit zu besuchen. Diese *Caïs*, welcher die größten Männer Griechenlands den Hof machten, wurde von thessalischen Weibern, welche eifersüchtig auf ihre Reize waren, wiewohl *Caïs* damals schon fünfzig Jahre zählte, in einem Venustempel ermordet. *Hycara* aber war

von N i c e a s zerstört worden, welcher La i s mit anderen Gefangenen nach dem Peloponnes gebracht hatte.

Ich durchstreifte das ganze schöne Thal und besuchte alle Klöster. Die Lage des Klosters von Santo Cyro, welches die mit Olivenwäldungen bepflanzte Ebene, und den Hafendamm von Pa l e r m o beherrscht, fand ich besonders reizend. Weniger anziehend ist das Kloster Santa Maria di Gesù; in diesem Kloster sieht man die wohlerhaltenen Leichname der dortigen Mönche. Am Rande eines Weges, der ganz mit blühenden Vorbeerosensträuchen besetzt ist, erblickte ich in einem ebenerdigen Saale eine lange Reihe ausgetrockneter Mumien, die mittelst Stricken an der Wand befestigt waren. Andere liegen wieder in langen Särgen, welche beständig mit Blumen bestreut werden: es ist ein Anblick zum Entsetzen. Ein gewisser Pater F r a n c e s c o pflegte die Fremden seit fünfzig Jahren in diesem Kloster herumzuführen. Einer meiner Freunde kam nach einer zweijährigen Abwesenheit nach Pa l e r m o zurück, und lief sogleich in die Todtenhalle dieses Klosters, das er häufig und mit Vorliebe zu besuchen pflegte. Da traf er diesmal einen anderen Geistlichen, der so eben zwei Engländern als Cicerone diente; natürlich fragte er sogleich

um den **Padre Francesco**. — „Der ist auch da,“ erwiederte der Mönch; „Sie werden ihn gleich sehen.“ — „Aber,“ sagte mein Freund nach einer Weile, „führen Sie mich doch zu dem guten Pater, ich wünschte ihn zu sprechen, da er, wie Sie so eben behaupteten, zugegen ist.“ — „Freilich ist er hier,“ entgegnete der Mönch, ohne die geringste Bewegung zu verrathen, „da ist er ja gerade hinter Ihnen.“ Was erblickte nun mein Freund, als er sich um den ersehnten Pater umsah? Einen halb ausgetrockneten Leichnam, der ihm seine dürrn Arme entgegenstreckte! — Auf dem Grabe des alten Freundes hätte er vielleicht einige Thränen der Rührung vergossen; hier erweckte sein Anblick nur Schauern.

In einiger Entfernung von diesem Wohnorte der Todten befindet sich die berühmte Grotte fossiler Flusspferde und die Naumachie. Die Grotte kennt man erst seit einigen Jahren; es ist eine Höhle von ungefähr fünfzig Fuß Tiefe, an deren Wölbungen man interessante fossile Lagen erblickt. Die meisten dieser Gebeine sind schwarz; einige derselben, die ich mitnahm, sind schwer und geben einen Metallklang von sich; andere dagegen sind löcherig und leicht wie vulkanische Schlacken. Diese Grotte befindet sich in

einem Bergkegel auf einer Höhe von fünfzig Fuß, und sie wurde zufälligerweise durch einen Erdsturz entdeckt. Woher mag eine solche Menge dieser Gebeine auf diesen Platz gekommen seyn? — So spottet die Natur der so hochgepriesenen menschlichen Kraft, indem sie der gründlichsten Wissenschaft und der Philosophie Aufgaben zu lösen gibt, denen sie nicht gewachsen ist.

Die sogenannte römische Naumachie ist trotz der großen Backsteine, aus welchen dieselbe erbaut ist, doch kein Werk der Römer. Die Wölbungen nähern sich der Form nach den gothischen Kreuzbogen, und dieser Baustyl war jenem großen Volke unbekannt. Hovel, welcher im verflorbenen Jahrhunderte diese Gegenden bereiste, behauptet, daß die drei Arkaden, welche noch zu sehen sind, größtentheils in späteren Zeiten wieder hergestellt worden sind, und ich stehe keinen Augenblick an, mich der Meinung dieses Kunstkenner's anzuschließen.

Das Innere Siciliens.

Ich mußte Palermo gerade in dem Augenblicke verlassen, wo man die Vorbereitungen zu dem berühmten St. Rosaliensfeste traf. Ich trat demnach meine Reise nach Segesto und Trapani an,

fest entschlossen, trotz der Abmahnungen mancher Bekannten, das Innere Siciliens zu bereisen. In dem schlechten Fuhrwerke befanden sich außer mir noch zwei Reisende. Wir ließen bald die Ortschaft *Monreale* weit hinter uns und betraten wieder ein reizendes Thal, das von herrlichen Gebirgen begrenzt war. Dann kamen wir in eine tiefe von häufigen Waldstrombetten durchschnitene Gebirgsschlucht, von deren Anhöhen man weite Ebenen entdeckt, welche mit den Ebenen *Etruriens* in der Gegend von *Cortona*, einige Ähnlichkeit haben. Mitten in diesem schönen Lande von üppiger Fruchtbarkeit liegt *Parthenico*, eine kleine Stadt griechischen Ursprungs; allein trotz aller dieser Vortheile, welche eine glückliche Bevölkerung voraussetzen lassen, stößt man hier überall auf Armuth und Elend.

Von einem Gasthose war in *Parthenico* durchaus keine Rede. Ein elendes, ekelhaftes Loch beherbergte unsere Pferde; nach vielen Bemühungen gelang es auch uns, um einen ganz unverhältnißmäßig hohen Preis ein großes Zimmer aufzutreiben, in welchem man uns mit Eiern und den ewigen *Macaroni's* bediente, der einzigen Nahrung, auf welche Reisende in diesem Lande rechnen können.

Wir mußten uns hier zu unserem größten Verdruß zwei volle Stunden aufhalten, und reisten dann auf einer Straße, welche zu beiden Seiten mit einer Unzahl Aloë bedeckt war, weiter durch die Ebene. Von dieser Straße aus hatten wir die malerischsten Aussichten. Bald sahen wir kleine, leichtbewaldete Hügel, von denen man weite, mit goldenen Saaten bedeckte Felder entdeckte, die sich bis in den schönen Golf von Castel-a-mare erstreckten; bald verengte sich unser Weg in tiefen Thälern, und sobald wir den Gipfel der hohen Hügel erreicht hatten, erblickten wir einen Theil der buchtenreichen Küste des Golfes in der Richtung des Vorgebirges dell' uomo morto.

Nachmittags trafen wir in Alcamo ein.

Alcamo, von der Straße von Parthenico aus betrachtet, hat ganz den Anstrich einer orientalischen Stadt; kein Haus erhebt sich über die Mauern, welche von hohen, viereckigen Thürmen flankirt werden. Am östlichen Ende der Stadt befindet sich ein ziemlich großer Platz, auf welchem eine Menge Cypressen wachsen: das gewöhnliche Kennzeichen eines orientalischen Todtenackers.

Alcamo wurde von den Sarazenen im Be-

ginne ihrer Herrschaft über Sicilien gegründet. Einige Geschichtschreiber behaupten, diese Stadt sei von dem Emir H a l c a m, A l c a m a h oder A b d - A l - c a m a h erbaut worden. Dieser wilde Krieger zerstörte S e l i n u n t, und ließ die tapfersten Einwohner in ehernen Mörsern zerstampfen. Ich traf gerade an einem Feiertage in A l c a m o ein und konnte mich daher überzeugen, daß der Aufwand und die Pracht bei religiösen Feierlichkeiten nicht blos in P a l e r m o und M e s s i n a herbömmlich sind. Auf einem Wagen war ein ziemlich hoher, von Säulen getragener Altar zu sehen, an welchem Gold und die glänzendsten Stoffe, Stickereien und silberne Leuchter in üppiger Verschwendung angebracht waren. Mitten unter den Säulen sah man die Patronin der Stadt in kolossaler Größe, welche sammt dem ungeheuern Gerüste von dem Volke in den Straßen herumgezogen wurde.

Die Weiber von A l c a m o kleiden sich in die maurische Tracht. Sie hüllen sich in einen weiten und langen schwarzseidenen Mantel, der sich in eine Menge Falten wirft. Mit der linken Hand halten sie denselben an der Taille fest, mit der rechten über den Mund, so daß man nichts als ihre schönen, glänzenden Augen sieht. Einige tragen auch weiße

Mäntel; allein der schwarze Mantel ist hier so wie in Egypten und in allen orientalischen Ländern die Haupttracht.

Gegen Sonnenuntergang erreichte ich Calatassi, eine kleine Stadt auf einer Anhöhe, von der man eine weite Fernsicht hat. Hier fände der Pinsel eines Malers hinlängliche Beschäftigung; die griechischen Inschriften an den Häusern könnten eine ganze Schar von Antiquaren beschäftigen, und die unverschleierte Weiber sind reizend genug, um den Reisenden einen Augenblick zu zerstreuen. Ubrigens befindet sich hier ein schlechter Gasthof und vier Meilen von hier der berühmte Tempel von Segest.

Meine Reisegefährten hatten mich bereits verlassen; ich schickte mich demnach mit Tagesanbruch an, ganz allein die Ruinen der Nebenbuhlerin von Selinunt zu besuchen. Da in diesen Gegenden keine Straße, ja kaum eine Spur eines Weges besteht, so ging ich auf gut Glück einem Abenteuer entgegen, fest entschlossen, Berge zu erklimmen, oder nach Umständen sogar über Flüsse zu schwimmen, wiewohl die Flüsse dieses Landes kaum diesen Namen verdienen. Kaum war ich eine Meile weit gegangen, als ich schon in großer Ferne,

zwischen den Spitzen zweier grauer Hügel, die weiße Kolonnade des Tempels der Ceres erblickte, auf den so eben die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen. Ich blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den Gegenstand meiner Sehnsucht mit freudiger Begeisterung; alte Erinnerungen wurden in mir wach. Indem ich diese kolossalen Trümmer mitten in einer Wüste erblickte, trat das traurige Schicksal dieser unglücklichen Stadt mit lebhaften Farben vor meine Seele; von unendlicher Wehmuth getrieben, setzte ich dann meinen Weg fort.

Ich hatte Calatafimi verlassen, bevor meine Wirthin aufgestanden war; mein ganzer Mundvorrath bestand in einem kleinen schwarzen Brote. Da erblickte ich einen Garten voll Citronen-, Orangen- und Granatbäumen; der Ausflug konnte sich in die Länge ziehen, weshalb ich dachte, daß ein kleiner Vorrath jener herrlichen Früchte mir von großem Nutzen seyn könnte; ich klopfte daher an die Thüre des einsamen Wohngebäudes. Ein junger Schäfer öffnete die Eingangspforte, und die Herrin des Gartens, ein hübsches Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, fragte mich um mein Begehren. „Ich wünschte einige Pomeranzen und Citronen zu bekommen,

Signorina,“ erwiderte ich; „ich wandere nach Geseß, und da es bis dahin wohl weiter ist, als ich anfangs dachte, und ich meiner Gewohnheit gemäß ohne allen Mundvorrath aus der Stadt ging, so würden Sie mir einen großen Gefallen durch Erfüllung meines Wunsches erweisen.“

Sie lächelte bei meinen Worten und versicherte mich, daß alles, was sie besäße, zu meinen Diensten stände: »a vostro piacere, Signore forestiere.« — Sie befahl dann dem Schäfer, die schönsten und besten Früchte für mich zu pflücken, und bot mir Weißbrot nebst anderen Eswaaren an; ich begnügte mich jedoch mit den Früchten. Den Ausdruck, welcher das Gesicht dieses jungen Geschöpfes belebte, werde ich nie vergessen; himmlische Sanftmuth malte sich in ihren Zügen, und nichts an ihr ließ die Orientalin errathen. Ihre kleine Figur, das runde, leicht geröthete Gesicht, die blauen Augen und die kastanienfarbnen Haare, deren Schönheit durch eine Brosche mit großen Kugeln und ein goldenes Netz noch gehoben wurde, alles dieses, verbunden mit einem bescheidenen, naiven Anstand, wäre ein würdiger Gegenstand für den Pinsel des flämischen Malers Gerard Dow gewesen. Als ich die Börse zog, be-

merkte ich, daß sie erröthete; allein bald kehrte ihre heitere Unbefangenheit wieder zurück, als sie sah, daß ich das Silberstück für den Schäfer und nicht für sie bestimmt hatte. Ich dankte ihr mehr durch Blicke und Geberden als durch Worte, da ich der siciliani- schen Sprache nicht vollkommen mächtig war, und ich entfernte mich, glücklich und traurig zugleich, wenn ich an das Schicksal dieses schönen, jungen Mädchens dachte, das gleich einer Blume in der Einöde aufblühte, um wahrscheinlich eben so schnell zu verwelken.

Ein steiler, steiniger Weg führte mich nun in das Thal hinab, das von einem Flüsschen bewässert wird. Zwar kömmt man ohne Anstand hindurch, allein man muß sich doch die Füße waschen, um in jenes ungeheure Thal zu gelangen, das ganz mit Disteln und Kieselsteinen bedeckt ist; denn das alte Ge- se steht nun in einer furchtbaren Einöde.

Ein längliches Amphitheater, voll kleiner her- abgerollter Steine, nirgends ein Bruchstück, das Zeugniß gäbe von Bearbeitung durch Menschenhände, dies ist der Anblick der öden Gegend, auf welche die große Kolonnade des Tempels, gleich den Pyramiden der Wüste, herabblückt. Alles erfüllet den Beschauer

mit Wehmuth und Trauer. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, was wohl aus den Ruinen dieser zerstörten Stadt geworden seyn mochte? — Man kann wohl die Säulen und Frontons der Gebäude weggeschafft haben; aber wer hat die riesigen Marmor- und Granitblöcke verrückt, auf welchen sie ruhten? Balbeck und Palmyra haben ungeheure Trümmerhaufen aufzuweisen; Agrigent hat seine zahlreichen Tempel, seine Mauern und Grabmäler; Selinunt ist mit Querbalken und Steinmassen gepflastert; nur von Segest ist nichts mehr übrig als der Tempel und einige verstümmelte Stufen seines Theaters. Nichts erinnert uns daran, daß hier einst eine reiche, mächtige Stadt lag, Roms würdige Schwester. Wo stand jener Dianentempel, in welchem sich die berühmte Statue befand, die zuerst von den Karthaginensern geraubt, dann, nach der Einnahme Karthago's durch Scipio den Afrikaner, in ihr Heiligthum zurückversetzt, zuletzt aber von dem niederträchtigen Verres gestohlen wurde? — Wo sind die Ruinen des Pallastes, in welchem dieser verabscheuungswürdige Prätor hauste, oder des Hauses jener reichen Lamia, der Edelfrau, deren Sklaven drei Jahre hindurch an

den Purpurteppichen des Plünderers Verres arbeiten? Alles ist verschwunden! — Der Tempel ist verlassen, traurig, und mischt seine grauen Tinten mit dem todten Anblick des von aller Vegetation entblößten Berges. Wenn man nicht in einiger Entfernung ein verfallenes, modernes Gebäude, mit der Inschrift: »Ferdinandi, Regis Augustissimi, providentia restituit anno 1788, erblickte, so wäre man versucht, zu glauben, daß kein Sterblicher diesen Ort betreten habe, seitdem er von den Göttern verlassen wurde.

Lange ruhte ich im Schatten dieser unermesslichen Kolonnade aus, versunken in tiefes Nachdenken über diese schauerliche Einöde. Zuweilen unterbrach ich meine Betrachtungen durch einen Pistolenschuß auf die Scharen afrikanischer Vögel, deren hunte, lebhaft Farben in der Sonne glänzten und die sich kreischend in dem verfallenen Gemäuer herumjagten. Nachdem ich eine Skizze von dem Tempel entworfen hatte, machte ich mich an's Frühstück und fühlte mich glücklicher bei meinem Brote und den Orangen des schönen Mädchens, die ich an diesem einsamen Orte verzehrte, als wenn ich in dem elegantesten und besuchtesten Kaffeehause gegessen wäre.

Ich kehrte nach Calatafimi auf einem Fußpfade zurück, der kaum sichtbar ist, und eben so wie der Zugang nach Segest von einer Menge großer, schwarzer Schlangen wimmelt. Diese furchtbaren Thiere stießen mir so häufig auf, daß ich mich genöthigt sah, beständig Steine gegen die Distelgebüsche zu schleudern, um sie zu verjagen und mir ihren schaudererregenden Anblick, so wie das unheimliche Gezeische zu ersparen. Honel behauptet in seinen Briefen, daß er an dem Bisse einer solchen Schlange beinahe gestorben wäre, und sicherlich ist der ausgestandene Schreck daran Schuld, daß er so viele Irrthümer bei der Angabe des Weges von Segest nach Calatafimi beging.

Zur Zeit Karls von Anjou kam ein einziger Franzose zu Calatafimi, bei Gelegenheit der sicilianischen Vesper, mit dem Leben davon. Außer ihm und denjenigen, die sich nach Sperlinga geflüchtet hatten, wurden alle übrigen ermordet. Er hieß Wilhelm von Porcellers, Herr von Beaucaire und er verdankte seine Rettung lediglich seiner bekannten Rechtschaffenheit, seinem edlen Charakter und der Sanftmuth, mit welcher er die Sicilianer während seiner Stellung als Gouverneur behandelte.

Die anderen wurden durch die Einwohner von Sperlinga gerettet, welche ihnen die Thore ihrer Stadt öffneten. Man liest noch heut zu Tage auf dem Thore der Festung:

Quod Siculis placuit, sola Sperlinga negavit.

Trapani, das alte Drepanum, ist eine gut befestigte Seestadt, mit einigen hübschen Gebäuden; berühmt ist sie jedoch hauptsächlich durch die Nachbarschaft des Berges Erux, und in neueren Zeiten durch die Schönheit der Frauen, welche an grazioser Haltung nur mit jenen von Lentinivalisiren. Ihre Züge sind von unendlicher Reinheit und Regelmäßigkeit, und der schwarze Mantel thut ihrer Schönheit nicht den mindesten Abbruch. Wenn sie im Vorübergehen lächeln, oder den seidenen Mantel einen Augenblick lüften, um ihn dann besser zu drapiren, gewahrt man die schöngeformten Schultern und Reize, die sich nicht beschreiben lassen. Es ist dies zwar nur ein Augenblick, aber der Augenblick einer himmlischen Erscheinung, und zwar mitten unter einem übrigens wilden Volke, das die Eifersucht bis auf's Äußerste treibt.

In Trapani gibt es eine Menge Künstler, die

in Korallen, Elfenbein, Marmor und Muscheln arbeiten. Ein Einwohner dieser Stadt, Namens *Typa*, hat diese Kunst im Mittelalter in Aufnahme gebracht, nachdem sie früher schon von den Griechen und Römern mit Erfolg und Eifer betrieben worden war; allein im allgemeinen sind diese niedlichen Arbeiten nicht von jener Vollkommenheit, welche man bei denselben Produkten der römischen Künstler findet. In *Trapani* wissen diese Leute den Meißel mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit zu führen, es sind Arbeiten wie die Gemälde eines *Mieris* oder *Gerard Dow's*, oder wie die Kupferstiche des Engländers *Harding*; allein es ist denselben eben das auszustellen, wie den englischen Kupferstichen: es macht sich sehr gut für's Auge, aber die Zeichnung ist fehlerhaft.

Ich besuchte auch den Berg *Eryx*, der heut zu Tage unter dem Namen *San-Giuliano* bekannt ist, und welcher im Alterthume wegen des prächtigen Tempels der erycinischen *Venus* berühmte war, von welchem nur einige Säulentrümmer egyptischen *Granits* und andere unbedeutendere Ruinen übrig sind. *Virgil* hat in schönen Versen diese Gegenden gefeiert, wo *Ulcisse* ihren Helden empfing. Auch soll

zu *Trapani*, nach der Uebersieferung dieses göttlichen Dichters, *Anchises* gestorben seyn.

Dieser Theil *Siciliens* liegt sehr nahe an *Afrika*, dessen Küsten man an heiteren Tagen von hier aus sehen kann. Außer den alterthümlichen Erinnerungen und der weiblichen Bevölkerung, findet man hier nichts Merkwürdiges.

Das Meer ist hier mit Inseln besäet, von denen einige im Alterthume sehr berühmt waren. Hieher gehören die Inseln *St. Pantaleon*, auf welcher sich die *Karthaginer* verschanzten, als *Dionys*, der Tyrann, ihre Stadt *Motya* belagerte. Diese Insel hing sonst mit dem Festlande *Siciliens* zusammen; allein die *Afrikaner* durchschnitten die Landenge, deren Einbruch *Dionys* durch hölzerne Bauten wieder herstellte, wodurch es ihm gelang die Stadt zu bezwingen.

Ich reiste nun längs des Meeres, um *Marsalla* zu erreichen, das alte, herrliche *Lilybe*. Die Römer belagerten diesen Ort durch fünf volle Jahre, was sie Ströme von Blut und ungeheure Summen kostete; allein der Hafen daselbst war der sicherste und der nächste an *Karthago*, dessen Zerströrung sie beabsichtigten. Hätte es die Republik das Leben von

einer Million Soldaten gekostet, die Republik hätte dieses Opfer nicht gescheut, um nur in Besitz desselben zu gelangen. *Lutatius* setzte sich durch einen glänzenden Sieg in Besitz des Ortes. Hier rüstete der afrikanische *Scipio* seine Flotte aus, mit der er den karthaginensischen General *Hanno* und den König von Numidien, *Syphax*, bekriegen sollte. Die Karthaginer suchten sich aber zu rächen, und *Silybe* wurde im Laufe der punischen Kriege zur Hälfte zerstört. — Nun fristete es sein elendes Daseyn, bis es durch die Sarazenen wieder etwas in Flor kam; es erhielt den Namen *Marsalla*, was in ihrer Sprache so viel als „Hafen Gottes“ bedeutet. Die Normannen, welche alles aufboten, ihre Macht zu vergrößern, verschönerten die Stadt durch neue Bauten und befestigten dieselbe, wie andere ihrer Seestädte; allein im sechzehnten Jahrhunderte, als *Don Juan* von Osterreich sich nicht stark genug fühlte, die Stadt zu vertheidigen, ließ er den Hafen verschütten, und vollendete durch diesen Akt der Verzweiflung ihren Ruin.

An der Küste sieht man einige unbedeutende Ruinen, und die prachtvollen Palläste, welche der Stadt den Beinamen der „Herrlichen“ verschafften,

sind in Staub zerfallen. Beim Anblick dieser jetzt so verödeten Gegend, an der so große Erinnerungen haften, wird die Seele von tiefer Wehmuth ergriffen.

Die Ruinen von Selinunt waren nun der nächste Gegenstand meiner Neugierde. Diese einst so blühende Kolonie von Megara ist heute unter dem Namen: *I piglieri dei Giganti*, oder *La torre dei pulci* bekannt. An der Küste erblickt man einen Wachturm mit zwei oder drei elenden Gestalten, welche den Auftrag haben, die Annäherung von Piratenfahrzeugen zu signalisiren, eine Vorrichtung, die seit der Eroberung von Algier als überflüssig erscheint.

Selinunt wurde durch eine Kolonie von Megara, 651 vor Christi Geburt gegründet. Ihre günstige Lage auf sanften Abhängen an der Meeresküste, welche durch zwei Flüsse, den *Modion* und *Belice* bewässert werden, verbunden mit der Gewerbsthätigkeit jenes großen Volkes, das sie gegründet, erhob die Stadt bald zu einem bedeutenden Wohlstand. Die Ruinen der sechs Tempel bezeugen die gigantischen Ideen der Erbauer, besonders aber die Ruinen der drei Gebäude, welche zunächst am Meere standen. Man kann sich einen Be-

griff von der Größe dieser Dimensionen machen, wenn man erfährt, daß die bloßen Höhlungen der Säulen breit genug sind, um einen liegenden Menschen aufzunehmen, und mancher am Boden liegende Säulenschaft hat einen Diameter, dessen volle Höhe ein zu Pferde sitzender Mann kaum erreicht.

Weiterhin sieht man noch aufrechtstehende Pfeiler, in deren Umkreis Säulentrümmer und allerlei architektonische Verzierungen herumliegen, die für manche Baukünstler eine wahre Fundgrube phantastischer Gebilde wären. Hier bedarf es nur eines Nachahmers. Ich setzte mich voll Eifer auf einen Stein und zeichnete; allein die Hitze wurde bald so unerträglich und der Widerschein des Lichtes so blendend, daß ich beinahe blind wurde.

Ich gab nun diese Arbeit auf und irrte traurig unter den Ruinen herum, welche eben nicht geeignet waren, mich in eine bessere Stimmung zu versetzen. Ich suchte Schatten, ein brennender Schmerz in den Augen folterte mich: ich konnte nur noch die ungeheuren Trümmerhaufen, wie durch einen gelben Nebel wahrnehmen.

Trotz meiner Leiden wanderte ich noch lange in dieser großartigen Einöde herum, und ich kann nur

das wiederholen, was schon andere Reisende vor mir gesagt haben, nämlich, daß die kolossalen Tempel von Selinunt nur durch ein heftiges Erdbeben zerstört werden konnten; denn ihre Grundvesten waren von der Art, daß sie dem Zahn der Jahrhunderte und der Zerstörungswuth der Barbaren trogen mochten. Demungeachtet ist es geschichtlich erwiesen, daß Selinunt von Hannibal belagert und erobert wurde, und daß seine wilden, zügellosen Krieger in wenig Stunden diese Stadt zerstörten, die wegen ihrer Reichthümer, ihrer Denkmäler und ihrer hohen Bildung berühmt war. Xenophon und Diodor schreiben die Zerstörung der Tempel dem Hannibal zu; allein es kann mit Grund angenommen werden, daß diese beiden Schriftsteller gegen den unversöhnlichen Feind Roms, und Siciliens Unterjocher eingenommen waren, und daß sie ihn absichtlich der Nachwelt als einen größeren Barbaren schildern wollten, als er wirklich war.

Wir kamen gegen Mittag in ein kleines Städtchen, Namens Ibidine, welches auf dem Wege nach Sciacca, am Abhange eines Berges liegt. Mein Führer war noch nie hiehergekommen; wir mußten die drei Hauptstraßen durchwandern, um

ein Wirthshaus zu finden, allein das ersehnte Schild war nirgends zu sehen. Ich hatte dabei die schönste Gelegenheit, *Ibidine* und seine Einwohner kennen zu lernen, denn ich hatte ungefähr hundert Individuen von jedem Alter und Geschlecht auf meinen Fersen. Da ich ihren Jargon nicht verstand, verlegten sie sich auf die Zeichensprache, woraus ich entnahm, daß ihre Bewunderung hauptsächlich meinem Felleisen galt, dessen Zierrathen von rothem und gelbem Leder ihnen ganz besonders zu gefallen schienen.

Mitten unter dem Elende, das ich rings um mich bemerkte, fiel es mir auf, daß die Häuser hier mit Fenstern versehen waren, während dieselben doch sonst von den Sicilianern für eine überflüssige Sache gehalten werden. Die Fenstersteuer würde hier nicht viel eintragen, und nur den Reichen zur Last fallen. Das elende *Ibidine* hat also Fenster und noch dazu sind dieselben mit Arabesken verziert, welche von auffallend gutem Geschmacke zeugen. Wie verirrete sich diese Kunst zu diesen Wilden? Flüchtete sich in alten Zeiten vielleicht irgend ein griechischer Künstler in diese Gebirge, und hat sich die Erinnerung an seine Kunst von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf

die gegenwärtigen Zeiten fortgepflanzt? Wer weiß, ob die Kunst Arabesken zu meisteln, in Ibdine nicht zu den Eigenschaften eines gewöhnlichen Maurers gehört? Es ist kaum glaublich, wenn man den elenden, armseligen Zustand des Landes vor Augen hat.

Endlich fanden wir einen sogenannten **Fondaco**.

Ich war ganz ermattet vor Hunger, Durst und Erschöpfung. Als ich in das Wirthshaus trat, sah ich in der Gaststube eine Unzahl Hühner, die mit ihrem Hahne an der Spitze gravitatisch herumstolzirten, ferner Schweine, Katzen, Hunde, einen Esel und einige Ziegen, alles in schönster Harmonie, des Ungezieters gar nicht zu gedenken, von dem es dort wimmelte. Das Ganze hatte so ziemliche Ähnlichkeit mit der Arche Noah's. Unter andern Umständen hätte ich mich wieder auf mein Maulthier gesetzt; allein wir hatten noch zehn Stunden nach **S c i a c c a** und der Hunger setzte uns stark zu.

Hier ein Pröbchen von dem Dialog, der sich zwischen mir und der Wirthin, einer kleinen, runzeligen Alten, schmutzig wie eine Dorfstraße, böswillig und lärmend wie eine Hockerin, entspann.

„Gebt uns etwas zu essen, gute Frau; ich wünschte Gebratenes und Maccaroni.“

„Ich habe nichts von allem diesem, mein Herr!“

„Nun, so wollen wir uns mit etwas anderem begnügen. Also zuerst Wasser und Wein, denn ich und mein Führer verschmachten vor Durst.“

„Ich habe keinen Wein, mein Herr; aber mein Bube ist so eben den Berg hinabgelaufen, um Wasser zu holen.“

„Aber Brod werdet ihr doch haben?“ rief ich schon etwas ungeduldig.

„Ich habe durchaus nichts.“

Mein armer Führer machte große Augen und schien eben keinen großen Gefallen an diesem Gespräch zu finden.

„Ei, seht doch,“ fiel ich ein; „da man bei euch doch sicher ist, so muß doch hier Brod und Wein zu haben sein.“

„Sicuramente.“

„So laßt uns also Brod und Wein holen, für das Übrige werde ich schon selbst sorgen.“

„Ja, wenn Sie mir das Geld dazu geben.“

Man kann sich nun beiläufig eine Vorstellung von diesem Wirthshause machen. Entweder hatte die Wirthin nicht einmal so viel Geld um Brod zu kaufen, oder hatte sie Mißtrauen zu diesem sonderbaren

Ansinnen bewogen. Indesß waren wir noch lange nicht zu Ende. Ich gab der alten Hexe einen Dukaten, worauf sie ihren Jungen herbeirief, ihm das Goldstück einhändigte und ihm heimlich etwas zuflüsterte. Der Bursche warf das Geld ein paarmal bis an die Decke, die ganz von Spinnengeweben bedeckt war, sprang mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit über die Treppe und erschien bald darauf mit einem ungeheuren, noch ganz heißen Brode, während hinter ihm ein junges, häßliches Mädchen mit zerrauten Haaren, drei Eier in einem Korbe daherschleppte. Sage, drei Eier! Mehr war durchaus nicht zu bekommen.

Dies war für mich nun eben nicht sehr tröstlich und auch mein Führer kratzte sich mißmuthig hinter den Ohren. Ohne ein Wort zu sagen, stand ich auf und packte ein schwarzes Huhn, das eben an der Gerste pickte, welche aus dem Futtertroge unserer Maulthiere herabgefallen war; schon hatte ich mein Taschenmesser geöffnet, um ihm den Hals abzuschneiden; allein das unglückliche Huhn fing an fürchterlich zu schreien, der Bube plärzte, der Esel iachte, der Hund bellte und die Ziegen meckerten, während die Alte mit funkelnden Augen auf mich zurannte,

und stärker schrie als alle Thiere in dieser Arche zusammengengenommen. Es war ein Schauspiel für Götter!

„Forestiere! gebt mir mein Huhn zurück! Was fällt Euch denn ein? — Meinem schönsten Huhn den Hals abschneiden zu wollen! Und das in meinem eigenen Hause und an einem Freitage! — Ja, Forestiere, heute ist Freitag, Fasttag!“

Ich bot ihr für das Huhn jeden beliebigen Preis; umsonst! — sie war unerbittlich, und so aßen denn wir, mein Führer und ich, drei Eier — eigentlich speiste nur mein Führer, denn das Brot war noch heiß, der Wein trüb und lau, das Wasser warm genug, um Thee darin kochen zu können.

Sobald die Alte sah, daß ich nichts aß, flüsterte sie ihrem Knecht, den sie gewöhnlich *hambino*, Püppchen, nannte, einige Worte zu, worauf dieser hinauslief und den *Jacopo*, *Joanne*, *Joannini*, *Filippo*, *Antonino*, die *Marietta*, herbeirief, sodann noch den *padre Luigi*, *Borromeo*, *Gregorio* und was weiß ich was noch für andere Kalenderheilige aufweckte. In wenigen Minuten erschien nun der Vater, der Großvater und der Urgroßvater, die Brüder, die Schwestern, die Tanten, Cousinen und die Nachbarn, um vereint mit den übrigen Be-

wohnern dieser Arche Noah über mein Brod und über das elende Getränke herzufallen, das sie mit dem vielversprechenden Namen Marsallawein beehrten.

Hätte ich keinen so wüthenden Hunger gehabt, ich würde über diesen komischen Auftritt haben lachen müssen; allein ich lechzte nach einem Stückchen genießbaren Brodes, nach einem Tropfen reinen Wassers, und hatte weder das eine noch das andere zu meiner Verfügung. Es war zum Rasendwerden; ich hätte für eine Orange einen Dukaten hingegeben.

Doch war dies noch nicht Alles; nachdem ich ein Drittel der Bevölkerung des Ortes, sammt einer Menge zwei- und vierfüßiger Thiere gespeist und getränkt hatte, gab ich meinem Führer den Befehl zum Aufbruche. Als die Alte dies bemerkte, stand sie auf und stellte sich vor mir in Positur, indem sie ihren knöchernen Finger wie zum Rechnen erhob und mir sagte:

„Signor forestiere, so viel kömmt noch für das Feuer,“ — die drei Eier waren bei etwas Stroh gekocht worden, das man wie gewöhnlich vom Wege auflos, — so viel für meine Mühe und so viel für das Zimmer.“

Diese letztere Forderung fand ich am übertrie-

bensten, und doch mußte ich, von diesem Tage angefangen, in jedem Gasthause, es mochte noch so elend sein, für jede Mahlzeit auch den Miethzins zahlen. Ich sah wohl, daß ich diesmal in ein wahres Spießbubennest gerathen war, schleuderte daher jener alten Here noch einige Tari's zu und schätzte mich glücklich, in ihrer Wohnung nicht übernachten zu müssen.

Mein Führer fragte mich, wieviel ich auf den Dukaten herausbekommen hätte. Nachdem er es erfahren hatte, rief er mit weinerlicher Stimme, die mich bald zum Lachen gebracht hätte:

„Sangue di Cristo, sono dei birbanti,
Eccellenza!“

„Sicuramente,“ war meine Antwort.

Wir bestiegen nun unsere Maulthiere und reisten über unermessliche Flächen gegen Santa Margarita. Der Bambino unserer kostbaren Wirthin begleitete uns eine Strecke weit und verlangte noch einen Tari für sein laues Wasser, das wir ohnehin theurer bezahlt hatten, als den besten Wein von Syrakus.

Welche Traurigkeit bemächtigt sich der Seele, wenn man über diese ungeheuren Ebenen oder über die Hügelreihen fortzieht, welche zwanzig Fuß tief

mit fruchtbarer Erde bedeckt sind, und die seit mehr als zehn Jahren keine Pflugchar berührt hat! Von Zeit zu Zeit wird diese Gegend durch einige hochstämmige Aloëen oder sonst ein südliches Gewächs belebt. Zuweilen bewegt sich das drei Schuh hohe Gras, aus welchem Blumen von den glänzendsten Farben aufsteigen, unter dem Einflusse des Windes, indem sich dabei die Oberfläche gleich den Wellen eines Sees kräuselt; meistens jedoch bleibt diese Fläche ruhig, während die brennende Sonne die Halme versengt, deren schwache Stiele nur dann in Bewegung gerathen, wenn eine jener großen schwarzen Schlangen pfeilschnell die Flucht ergreift. — Überall herrscht Grabesruhe! — Und doch gab es Zeiten, wo diese Gegend anderthalb Millionen Scheffel Getreide erzeugte und zwar unter dem Drucke eines Verres und Apronius, die für sich den Zehnten behielten und das Übrige an den Quaestor ablieferten, der den Ertrag mit einer Terttia und Pippa vergeudete.

Das Innere Siciliens hat beinahe gar keine Straßen; es sind in der Regel nur elende Fußpfade, welche bloß von den Maulthiertreibern betreten werden. Ich wunderte mich daher nicht im geringsten, als sich endlich mein Führer verirrete. Lange wander-

ten wir auf gut Glück weiter, bis wir endlich in weiter Ferne ein Dorf auf dem Gipfel eines Hügels gewahr wurden. Mich quälte ein fürchterlicher Durst, und der ohnehin langsame Gang meines Bucephalus wurde immer träger. Ich ermunterte ihn von Zeit zu Zeit durch Zuruf und einige Spornstöße; endlich erreichten wir das vermeintliche Dorf, statt dessen wir jedoch nur einen Haufen verfallener Hütten antrafen. Keine lebende Seele war zu sehen, Todesstille überall; das Dorf war verlassen!

Niedergeschlagen setzten wir unsern Weg fort; die Sonne neigte sich schon stark nach Westen und wir befanden uns noch immer in der Wüste, die endlos vor uns da lag. O wie quälend ist der Durst unter diesem brennenden Himmel! — Wir irrten noch lange ohne bestimmter Richtung umher, bis ich endlich, der ewigen Unentschlossenheit meines Führers überdrüssig, ihm befahl, die Richtung nach dem Meere einzuschlagen. Dort mußten wir wenigstens einige Fischerhütten antreffen; wir konnten jedenfalls auf ein Gericht von Fischen und auf ein Nachtlager rechnen.

Wir erreichten bald eine leichte Vertiefung von vier bis fünf Meilen im Umfange; der Boden war

vollkommen eben und mit einer großen Menge Steine und Trümmer bedeckt. Dies fiel mir auf; ich stieg sogleich von meinem Maulthier herab, und fing an die Sache näher zu untersuchen. Ich näherte mich dem größten Steinhaufen und entdeckte deutlich Fundamente von Gebäuden. Nun verdoppelte sich mein Eifer; ich entdeckte allmählig Reste von Friesen, architektonische Verzierungen und endlich sogar, halb von Erde bedeckt, in einem Gebüsche von blauen Disteln und anderen Pflanzen, einen in Marmor gehauenen männlichen Schenkel.

Hier stand ohne Zweifel in den schönen Zeiten des alten Griechenlands irgend eine jetzt vergessene Stadt; vielleicht war sie einst berühmt, vielleicht auch blühte sie hier unbekannt bis zu den Zeiten der punischen Kriege, wo sie dann von den Karthaginensern eben so wie Selinunt zerstört wurde.

Wie gerne hätte ich nicht jenes kolossale Bein mitgenommen! Ich hätte es gleich einer glorreichen Trophäe mit mir herumgetragen, und mir eben so viel auf diesen Fund eingebildet, wie Belzoni auf jene Sphinx von rosenfarbenem Granit, die er in der ägyptischen Wüste entdeckte. Aber leider waren unsere Maulthiere zu schwach, und unterlagen schon

beinahe dem Gewichte ihrer Reiter; ich mußte demnach jenes herrliche Marmorstück zurücklassen und mich mit dem kleinen Stücke einer Friesse begnügen. Wenn sich je wieder ein Reisender in diese unwirthbaren Gegenden wagt, wird es ihm nicht schwer fallen, diese mit Ruinen angefüllte Vertiefung zu finden; sie mag zehn bis zwölf Meilen von Selinunt und fünf bis sechs Meilen vom Meere liegen, und zwar an dem westlichen Ende der kleinen Berge, welche die Ebene von Sciacca begrenzen.

In einiger Entfernung fanden wir eine Quelle von wunderbarer Frische und Reinheit; das Wasser drang, jedoch nicht sehr ergiebig, aus der Seite eines kreidehaltigen Berges hervor und vereinigte sich in großer Entfernung mit einem kleinen Flusse. Die ganze Strecke bis dahin war mit großen, blühenden Lorbeerrosensträuchern besetzt. Wie wohl that mir der Anblick dieser üppigen Vegetation mitten in einer so ganz und gar unfruchtbaren, öden Gegend! Diese unerwartete Erscheinung glich dem Blitze in finsterner Nacht, oder den Tröstungen der Liebe inmitten bitterer Leiden.

Eine eben so lebhaftre Freude machte mir der Anblick jenes kleinen Flusses. In einem Lande, wie Sicilien,

wo das fließende Wasser zu den seltenen Erscheinungen gehört, findet man an jedem Flusse oder Bache eine größere oder kleinere Ansiedelung. Sobald ich daher den Fluß erblickte, war ich sicher auf Wohnungen zu stoßen. Wir verfolgten demnach den Lauf des Wassers, und waren nach einem weiteren Marsche von zwei Meilen endlich so glücklich, einige Häuser zu erblicken, wo wir das Recht der Gastfreundschaft in Anspruch nahmen.

Der Meier empfing uns anfangs eben nicht mit sehr viel Bereitwilligkeit; als er jedoch hörte, daß ich ein Forestiere wäre, öffnete er die Thüre seiner Behausung und lud uns ein, bei ihm einzutreten. Seine Frau, eine runzelige Alte von fünfzig Jahren, die aber so gelb und abgelebt aussah, als zählte sie deren achtzig, wie auch die Tochter, ein zehnjähriges Mädchen, verwandten kein Auge von mir, und betrachteten mich mit furchtsamer Neugierde. Besonders schien ihnen mein grauer Mantel und meine Jagdkamaschen aufzufallen, und als sie sich einmal von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, hörten sie nicht auf, sich über meine Tollkühnheit zu verwundern, so weite Reisen zu unternehmen, blos um etwas Neues gesehen zu haben. Man sah es den

guten Leuten deutlich an, daß noch nie ein Fremder ihre einsame Wohnung betreten hatte.

Der Meier nannte mich beständig *nobile Signore* und behandelte mich auch darnach, woraus man sieht, wie sehr die Aristokratie von diesen Leuten geschätzt wird. Das Weib setzte uns eine ungeheure Schüssel dampfender Maccaroni vor; ich mußte mich oben an die Tafel setzen, und die guten Leute hielten sich trotz meines Zuredens in einer respektvollen Entfernung; dem Maulthiertreiber wollten sie aber durchaus keinen Platz an der Tafel gestatten. Der Stolz der alten sicilianischen Landleute, deren viele von angesehenen Familien abstammten, wie Cicero in seinen gegen Verres gehaltenen Reden behauptet, mag sich von Generation zu Generation fortgepflanzt haben, und demnach schien ihnen der Maulthiertreiber von zu geringer Abkunft zu sein, um mit uns zu tafeln.

Trotz meiner ungeheuren Mattigkeit konnte ich doch nicht einen Augenblick Ruhe finden. Das Ungeziefer plagte mich dermaßen, daß die Stunde der Abreise bereits schlug, als ich eben Miene machte einzuschlafen.

Unser Wirth führte uns nun bis zu dem Pfade,

welcher sich der Straße nach Sciacca anschließt. Nachdem wir einige Stunden in einer reizenden Gegend, durch Waldungen von Granat- und Pistazienbäumen, verkrüppelte Eichen- und Feigenbäume gewandert waren, erblickte ich auf der Spitze eines Berges die alte Stadt Therma Selini, welche die Form eines Dreieckes hat, und die sarazenische Stadt Sciacca.

Diese Stadt steht auf steilen Felsen, im Hintergrunde einer kleinen Bucht, die nur Felucken und Speronari's in ihren seichten Hafen aufnehmen kann. Sie hat noch ihre alten Wälle, und die Häuser in dem niedern Theile derselben sind mit Schießscharten versehen, wahrscheinlich wegen der damals häufigen Überfälle der Barbaresken = Korsaren. Vermuthlich haben die Arragonier Sciacca in Vertheidigungsstand gesetzt, denn an den drei Thoren und auch an einigen Wällen sieht man noch das spanische Wappen.

Ein ungeheurer Thurm beherrscht diese Stadt, und scheint noch lange die Erinnerung an die blutigen Fehden der beiden Häuser Luni und Peralto fortpflanzen zu sollen. Unter der Regierung Martini des Jüngeren, um das Jahr 1404 hatten zwei

junge Adelige, Namens Giacomo Peralto und Attala di Luni ihr Augenmerk auf eine schöne junge Erbin, gleichfalls von hoher Geburt, geworfen. Da der König den jungen Luni, einen Spanier, begünstigte, so entschied sich auch die Dame für diesen, worüber Peralto, der Hintangesetzte, in Wuth und Verzweiflung gerieth. Ein tödtlicher Haß entzweite hinsüro die beiden Häuser; es war im Kleinen der Kampf zwischen den Guelfen und den Ghibellinen, oder der Zwist zwischen den Montecchi und den Capuletti. Der Haß vererbte sich auf die Nachkommenschaft, und Sciacca, ja ganz Sicilien theilte sich in zwei Parteien. Man vergiftete, ermordete, beschimpfte und beschädigte sich gegenseitig, man entführte die Töchter des Gegners und steckte dessen Haus in Brand; selbst die Heiligkeit des Ortes setzte dem tollen Beginnen keine Schranken. Dies dauerte bis ins sechzehnte Jahrhundert, zu welcher Zeit diese zwei, mit Schandthaten aller Art besleckten Familien, des Landes verwiesen wurden, nachdem die Regierung kräftig genug war, die Feudalkriege zu verhindern und die Güter der rebellischen Vasallen mit den Krongütern zu vereinigen.

Wiewohl Sciacca eine Bevölkerung von

zehn- bis zwölftausend Einwohnern hat, eine Menge Kirchen und Klöster, ja sogar Schwefelquellen besitzt, findet man daselbst doch kein Wirthshaus. Bloss für die Maulthiertreiber existirt an der Marine ein elendes Fondaco in einem maurischen Hause, und die Reisenden finden nirgends Unterkunft als in dem bescheidenen Zimmer eines Schneiders; dahin wurde auch ich geführt.

Das Äußere war eben nicht sehr einladend; ich fuhr erschrocken zurück, und befahl meinem Führer, mich in irgend ein Kloster zu führen; allein da kam eben der arme Schneider herbeigelaufen und bat mich so dringend, ihm die Ehre zu geben, daß ich mich endlich dazu bereden ließ. Auf seinen Zügen war Einfalt und Ehrlichkeit zu lesen; da ich nun beinahe immer kränkelte, hatte ich durchaus nicht Ursache, meinen Entschluß zu bereuen, denn der gute Mensch widmete mir seine ganze Sorgfalt. Er brachte mir ein Einschreibebuch, aus dem ich ersah, wie selten die Reisenden hier seyn müssen, denn die Letzten vor mir waren vor zehn Monaten da gewesen: es war ein russischer Fürst und ein englischer Kapitän.

Diese Stadt war bei den alten Griechen ihrer Annehmlichkeiten wegen berühmt. Man kam aus

dem Peloponnes, aus Euböa, und aus ganz Sicilien, in der schönen Jahreszeit, um die warmen Bäder zu gebrauchen, und sich von wirklichen oder eingebildeten Krankheiten zu heilen. Gleich so vielen Bädern der jetzigen Zeit, war es der Sammelplatz der genuss- und vergnügensüchtigen Welt.

Nach Diodor's Versicherung hat Dädalus die heilende Kraft der Schwefelbäder auf dem Berge San Calogero entdeckt. Die Römer bauten zur Benützung derselben ein prachtvolles Gebäude in dem untern Theile von Sciacca, wovon man noch ein kleines Stück der Mauer sieht, auf welchem eine lateinische Inschrift den Ursprung dieser Anstalt und die Namen der Wiederhersteller angibt. Die Grotten dieses Berges gleichen übrigens allen andern Grotten der Welt; nur könnte man in jenen leicht ersticken, wenn man einige Minuten darin verweilen wollte.

Eines Morgens, als ich in der Vorstadt, welche nach Agrigent zu liegt, spazieren ging, kam ich durch eine Straße voll irdener Vasen, welche die zierliche Form der antiken Amphoren hatten. Ich trat in die geräumige Werkstatt und sah deren von allen Sorten. Einige fielen mir ganz besonders auf, und ich muß gestehen, daß Sciacca, welches bei

den Alten wegen seiner Töpferarbeiten so berühmte war, noch heut zu Tage seinen großen Ruf behauptet. Von Sciacca und Gela kamen jene schönen gemalten Vasen, auf die Griechenland und Italien stolz waren, und welche von den Kennern gewöhnlich, aber mit Unrecht, etruskische Vasen genannt werden. Ich habe zu Cortona wahre etruskische Becher gesehen, die gar keine Ähnlichkeit mit den Henkelkrügen von Therma haben; sie sind meistentheils schwarz, und mit einer Unzahl kleiner Figuren in erhabener Arbeit geziert. Die jetzigen Töpferarbeiten von Sciacca werden aus einer weißlichen, leichten, porösen Erdart gemacht, und sie haben die Eigenschaft, das Wasser frischer zu erhalten als die Al-Carajas von Spanien oder jene von Kene in Egypten.

Ich konnte mich einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, als ich durch die engen Straßen von Sciacca wanderte, um die zahlreichen Kirchen zu besuchen. Bei jedem Schritte sah ich Häuser von normannischer oder maurischer Bauart von ausgezeichnete Schönheit, aber vernachlässigt, voll Sprünge, ganz verfallen, weil man zu träge war, hie und da einen zerbrochenen Stein zu ersetzen, oder etwas Stukatur-

arbeit anzubringen. Schwache Säulen von weißem Marmor trennen die gothischen Fenster, und doch nimmt man alle Augenblicke eine solche Säule weg, um sie zu zerbrechen. Früher stand daselbst ein Haus, welches den Beinamen Steropinta hatte, ein schönes, herrliches Gebäude aus den Zeiten der Araber; um nun einige Dukaten zu ersparen, nahm man die Ziegel vom Dache, um damit die Wohnung eines Portiers einzudecken. In einem Lande, wo es fast nie kalt wird, hätte ich meinen Portier unter freiem Himmel schlafen lassen, aber das herrliche Gebäude hätte ich stehen gelassen.

Der Tyrann Agathokles war der Sohn eines Löbners aus Sciacca. Als sein Vater durch Sibylle erfuhr, daß sein Sohn dereinst den Untergang seines Vaterlandes herbeiführen werde, beschloß er ihn zu tödten; allein die Mutter rettete das Kind und brachte es sogar dahin, daß der Vater daselbe später, ohne es zu kennen, an Kindesstatt annahm. Agathokles wurde in der That Tyrann von Syrakus; er zerstörte Segest und bedeckte die romanischen Küsten Siciliens mit Trümmern.

Die Bewohner dieser Küsten sind eben so habgierig wie ihre Nachbarn an der afrikanischen Küste.

Sie sind nicht viel besser als Piraten, und wehe dem Schiffe, das der Sturm an diese Ufer schleudert. Eines Tages badete ich im Meere, ohne zu merken, daß ich mich schon tief hineingewagt hatte; da ich nun eben kein starker Schwimmer bin, versagte mir bei der Rückkehr die Kraft. Ich wehrte mich lange und schrie aus Leibeskräften, da ich in einiger Entfernung mehrere Fischer sah, deren Hilfe ich anrief. Sie sahen wohl meine mißliche Lage, sie hörten mein Geschrei, und überließen mich dennoch meinem Schicksale. Die Verzweiflung gab mir neue Kraft; allein endlich verlor ich doch die Besinnung und verschluckte eine bedeutende Menge jenes zwar schönen, aber äußerst salzigen und bitteren Wassers. Gott rettete mich; als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Sande ausgestreckt, und die Wogen, welche mit Hefigkeit gegen das Ufer rollten, schlugen oft über mir zusammen. So hätten denn diese Elenden um einiger Kleidungsstücke und einiger Piaster willen ein Menschenleben zu Grunde gehen lassen!

Ich verließ Sciaccia mitten in der Nacht, um meine Reise nach dem berühmten Agrigent fortzusetzen. Wiewohl das Land immer unwegbarer und unsicherer wurde, ritt ich doch nur mit

einem einzigen Führer. Wir streiften lange an der Küste hin; die Sonne erhob sich mitten zwischen großen, sonderbar geformten Wolken aus dem griechischen Meere: es war ein entzückender Anblick.

Endlich verließen wir die Küste um uns nach Calata-Bellota zu wenden, einer kleinen Stadt am Abhange eines Gebirges, dessen Gipfel gleich Stalaktiten im Sonnenscheine glänzte. Etwas weiterhin zwischen zwei nahen Hügeln zeigte sich ein altes maurisches Schloß in seiner vollen Pracht; ich zählte nicht weniger als elf viereckige Thürme daran: bis dahin hatte ich noch nie ein so herrliches Gebäude dieser Art gesehen.

Auf dem Abhange des Campo-Bianco stand einst die berühmte Stadt *Heraclea*; heut zu Tage ist nicht einmal der Platz mehr vorhanden, auf dem sie stand: das Meer hat die Küste unterwaschen, so daß die noch übrigen Ruinen mit derselben in das Meer stürzten.

Wir ritten eine Zeit lang an der hohen, freideartigen Küste dahin, an welcher die Sonne ihre ganze versengende Kraft ausübt; plötzlich bemerkte ich am fernen Horizonte hohe, bläuliche Hügel, auf denen einst das wunderbare *Agri gent* stand.

Meine Feder ist zu schwach, um die Begeisterung zu beschreiben, zu der sich meine Seele erhob, als ich diese berühmte Gegend erblickte, an deren Küste das Meer schöner und ruhiger zu seyn scheint. Ich hatte die Gegenwart vergessen, um mich ganz der Vergangenheit zu widmen. Ich sah hier nur Griechenland, das alte, homerische Griechenland mit seinem Gefolge von Dichtern, Künstlern, Helden und seiner Unzahl großer Männer! — Epicharm und Pythagoras, Demoteles und Zeno von Elea, hatten diese einsamen Gestade durch ihre Gegenwart belebt; in erhabener Sprache gaben sie den Völkern erhabene Lehren: Phydias und Zeuxis schmückten mit ihren Meisterwerken den Tempel des Jupiters Atabyr. Sophokles, der Redner, entfaltete die Kraft seiner Stimme auf dem Hügel der Minerva, und Alcibiades feierte hier seine Siege.

Welches Gemüth könnte bei solchen Erinnerungen kalt bleiben? Man vergißt auf Zeit und Raum, indem man diesen Boden betritt, der so oft mit Thränen und Blut getränkt wurde, der jetzt mit Gräbern, Ruinen und langen Säulengängen bedeckt ist. Eine heilige Begeisterung erfüllt unsere Seele

und wir rufen mit dem Lacedämonier Archas: „Laßt uns bedachtsam und ehrerbietig diesen Boden betreten, denn hier vergossen die Helden der Vorzeit ihr Blut; hier wohnten einst die Götter, und die Menschen bauten ihnen Tempel, in denen sie verehrt wurden.“

Endlich erreichten wir den Hafen von G i r g e n t i, das alte Emporium Agrigentorum; ein viereckiger Thurm vertheidigt diesen Hafen, in welchem ich nebst einer Brigantine noch mehrere kleine Schiffe sah. Es herrschte ein Anflug von Thätigkeit in demselben, weil ein Handelsmann von Salo n i c h i einige Schiffsladungen Schwefel bestellt hatte. Ungeheure Massen dieses Produktes waren auf dem Quai aufgestapelt, dessen Absatz allein den hiesigen Handel in etwas belebt.

Wir hatten noch vier Meilen bis G i r g e n t i. Nachdem wir auf einer vortrefflichen, jedoch einsamen Straße den Berg überschritten hatten, erblickten wir gegen Sonnenuntergang das weiße Agrigent auf jenem Hügel, wo einst die Citadelle stand, welche D ä d a l u s gebaut hatte. Rechts, gegen E u b ö a zu, entfalteten die beiden Tempel der Juno und der Concordia, in einer reizenden

den, vom Meere Griechenlands begrenzten Fläche, ihre prächtigen, vergoldeten Kolonaden.

A g r i g e n t .

Kaum war die Sonne aufgegangen, als ich schon durch einen Cicerone aufgeweckt wurde, der sich mir mit Gewalt aufdrang. Ich hatte gut reden und ihm hundertmal wiederholen, daß ich an einen gelehrten Geistlichen von Sirgenti empfohlen sei, der mich in den Ruinen herumführen würde! alles umsonst! — Der geldgierige, zudringliche Mensch wollte sich durchaus nicht abweisen lassen. Weit entfernt, mein Zimmer zu verlassen, legte er vielmehr eine Menge Medaillen auf den Tisch, zog aus dem Sacke eine kleine Vase von Gela hervor, nebst einem ganz oxydirten Opferrmesser und seinem schmutzigen Wegweiser, worauf er mit lächelnder Miene sagte:

„Sobald Ihre Excellenz angekleidet sind, will ich den Kaffee besorgen, damit wir sogleich aufbrechen können.“

Ich wußte in der That nicht mehr, was ich diesem närrischen Kauz antworten sollte; ich trug ihm demnach auf, mich zu jedem Tempel zu führen,

aber mir weiter nichts als den Namen zu nennen und dann zu schweigen. Er machte große Augen, als er diese Bedingung hörte.

„Ma Eccellenza!“

„Mein Lieber, ich bin keine Excellenz; für Sie nichts weiter als ein fremder Reisender.“

„Sì Signore, ma un nobile giovine come voi è una Eccellenza.“

„Kurz und gut,“ erwiderte ich ungeduldig; „wenn ich Sie zum Führer nehmen soll, verlange ich durchaus, daß Sie schweigen.“

„Va bene.“

Somit machten wir uns auf den Weg, indem wir einige steile Gassen des modernen Sirgenti durchwanderten.

Nach der Zerstörung ihrer alten und prachtvollen Stadt, verließen die Einwohner die Tempel ihrer Götter, und zogen sich auf den Berg Camico zurück, welcher einen sehr schwierigen Zugang hatte, und wo nach dem Zeugnisse des Polybius und Diodor's der Wundermann Dädalus für den König Cocalus eine Citadelle erbaut hatte.

Der bei den Alten so berühmte Fluß Agragas, ist heut zu Tage ein unbedeutender Bach, der sich in

dem tiefen Bette eines Gebirgsstromes verliert, welcher das Gebirge tobend und brausend zerspaltet. Ich habe diese Gegend genau betrachtet und mich überzeugt, daß hier nie ein bedeutender Fluß gewesen seyn konnte; der Gebrauch, alles zu vergrößern, scheint daher bei den Alten sehr in Schwung gewesen zu seyn.

Indem ich den Weg zu dem andern Flusse, Hypsas, der jetzt ganz ausgetrocknet ist, einschlug, machte mich mein Führer auf den bekannten Hügel, *Kupes = Athenea*, aufmerksam, weil dort ein Tempel der Minerva stand; wir stiegen in die Ebene hinab und erreichten bald ein reizendes Plätzchen, das ganz mit Pistazien-, Oliven- und Johannisbrotbäumen besetzt ist und wo man die Reste von sechs großen Tempeln findet.

Hören wir zuerst was Polybius von Agrigent sagt, als diese Stadt noch im blühenden Zustande sich befand; dann soll die Beschreibung des heutigen Girgenti folgen.

„Die Stadt Agrigent zeichnet sich vor vielen andern durch ihre vortrefflichen Befestigungswerke und durch die Pracht ihrer Gebäude aus. Da sie nur achtzehn Stadien vom Meere liegt, so besitzt

sie alles, was den Aufenthalt in einer Seestadt angenehm macht. Sie ist sowohl von Natur als auch durch die Kunst sehr fest; denn ihre Mauern stehen auf Felsen, welche durch die Kunst unzugänglich gemacht wurden, wo die Natur dies nicht ohnehin gethan hat. Zwei Ströme fließen an ihren Mauern vorüber, gegen Süden der Agragas, gegen Westen der Hypsas. Eine starke Citadelle, welche einen Abgrund zum Festungsgraben hat, steht auf der östlichen Seite, und hat einen eigenen Verbindungsweg mit der Stadt. Auf dem höchsten Punkte dieser Citadelle stehen die berühmten Tempel der Minerva und Jupiters Atabyr, wie dies auch in Rhodus der Fall ist. Agrigent ist eine rhodische Kolonie, und es ist daher nicht zu wundern, daß die Einwohner dieser Stadt für die Schutzgötter ihres Mutterlandes eine besondere Verehrung hegten. Agrigent besitzt ungeheure Reichthümer; es gibt daselbst eine Unzahl von Statuen und anderen Kunstwerken, schöne Tempel und prachtvolle Gallerien. Wiewohl der Tempel des olympischen Jupiters im Innern gerade von keiner außerordentlichen Pracht ist, steht er doch an Größe und Schönheit der Ausführung keinem Tempel Griechenlands nach.“

Der berühmte Geschichtschreiber der Achajer hat diese Beschreibung wahrscheinlichweise an Ort und Stelle entworfen; denn trotz der Zerstörung, welche Agrigent betroffen hat, kann man die Stadt darnach sogleich erkennen.

Nun wollen wir Girgenti beschreiben, wie es sich heut zu Tage darstellt:

In einer Ausdehnung von mehreren Stadien sieht man noch jene berühmten Mauern, aus Zufstein gehauen, in welchen sich eine Unzahl von Muscheln befindet. Das Mauerwerk darüber ist noch gut genug erhalten, um auf die ehemalige Stärke schließen zu können. Dieser Theil beherrscht die kleine Fläche gegen das Meer und bildet eine gerade Linie. Hier findet man auch jene sechs berühmten Tempel, denen die egyptischen und griechischen an Pracht wohl gleich kommen, aber keineswegs dieselben übertreffen konnten. Nun folgt eine große, von einigen kleineren Hügeln unterbrochene Strecke, welche sich bis zu dem Felsen der Minerva am Camischen Berge erhebt: hier sieht man das moderne, glänzendweiße Girgenti. Dort bewegten sich einst einige hundert Tausende von Einwohnern, schreiend und über Krieg und Frieden rathschlagend; dort feierte man große

Feste zu Ehren der Götter; man begeisterte sich beim Vortrage großer Dichter oder berühmter Redner; man bewunderte die Meisterstücke der ausgezeichneten Künstler, und die Fremden hatten stets den Ehrenplatz bei großen Gastmälern. — Jetzt ist jene reiche Stadt nicht mehr; sie verhüllte ihr Haupt bei dem heranziehenden Gewitter, und würde von dem zündenden Blitzstrahle verzehrt. Die oft besungenen Ströme sind vertrocknet; es gibt keine Gastfreundschaft mehr für den Reisenden. Man betrachtet ihn im Gegentheile mit Mißtrauen, ja man bestiehlt ihn sogar, und wenn man von den Camischen Höhen die Stadt des Geliass und Empedokles sucht, sieht man nichts als eine ungeheure Ebene, aufgewühlt gleich dem Meere zur Zeit des Sturmes. Wo einst prächtige Palläste standen, sieht man jetzt Pflanzungen von Pistazien- und Olivenbäumen und die langen Säulengänge der großen Tempel ragen über dem Grün hervor, gleich Riesen auf den blauen Bogen des afrikanischen Meeres.

Der Tempel der Juno = L a c i n i a am östlichen Winkel der Stadt ist eine der schönsten Ruinen des Alterthums. Seine Säulen standen auf einer breiten Unterlage von zehn Schuh Höhe; sechs Stufen

führten auf die Plateform vor dem Portikus. Die Kolonnen hatten keine Sockel, waren von dorischer Ordnung, kannelirt und bildeten ein Viereck von dreizehn Säulen auf sechs. Die Seite gegen das Meer zu ist ganz verfallen, allein die nördliche Kolonnade ist vollkommen erhalten.

Nun folgt der Tempel der Concordia, welcher nur einige hundert Schritte vom vorigen entfernt ist; er ist klein, von derselben Ordnung und vollkommen gut erhalten. Es ist eines der schönsten Bauwerke der Welt, und man kann sich darnach einen deutlichen Begriff von dem Geschmacke der Alten machen.

Nach dem Tempel der Concordia geht man längs der alten Stadtmauern, von denen noch jener Theil steht, welcher den Felsen zur Grundlage hat. Diese Mauern sind unten voller Grabstätten, welche in dieselben gleich Nischen ausgehauen sind, was natürlich den Verfall der Mauern selbst herbeiführen mußte.

Man weiß nicht mit Bestimmtheit, ob dieser sonderbare Gebrauch und die Form dieser Grabmäler griechischen Ursprungs sind, oder ob man sie anderen Zeiten und anderen Völkern zuschreiben soll; man findet sie gewöhnlich in Sicilien und zwar an jenen

Orten, wo die Phönicier und die Karthaginer ihre Wohnsitze hatten, vorzüglich zu Solentum. Auf dem Berge Toro, wo sich die Karthaginer acht Monate lang aufhielten, fanden wir ähnliche Grabstätten. Sie sind in Form von Trögen, eine über der andern in die Mauer gemeißelt, zuweilen sind sie rund und mit einem Luftloche. Diese alten Grabmäler sind ohne alle Ordnung und so nahe an einander angebracht, daß der Zwischenraum oft nicht mehr als zwei Zoll beträgt. Wie könnte man annehmen, die Bewohner von Ugrigent, deren Prachtliebe und Geschmack sich in allen ihren Bauten kund gibt, hätten nach Auführung der eben so fest als sorgfältig gearbeiteten Mauern, selbst jene unsinnigen Aushöhlungen vorgenommen, wodurch dieselben mit der Zeit nothwendig zu Grunde gehen mußten?

Der Tempel des Hercules und der Riesentempel sind jetzt weiter nichts als ein großes, mit Ruinen bedecktes Feld. Aber was für Ruinen! — In dem ersteren dieser Tempel, der von Außen eben so schön als prachtvoll von Innen war, stand jene bronzene Statue des Hercules, deren Verfertigung man dem Ulyssipp zuschreibt, und die von einem so hohen Kunstwerthe war, daß, als der elende Verres

den Befehl gab, sie von ihrem Piedestale herabzunehmen, das Volk von Agrigent, welches dieses Vorhaben als einen empörenden Tempelraub ansah, sich in Masse erhob und die Soldner des räuberischen Prätors verjagte.

Nach diesem Tempel betrat ich den Tempel des olympischen Jupiters, dessen verstümmelte, fünf und zwanzig Fuß lange Statue in dem inneren Raume des Tempels am Boden liegt. Dies war das größte Gebäude des Alterthums; es hatte 340 Fuß in der Länge, 160 in der Breite und 120 in der Höhe bis zum Anfang der Wölbung. Diodor sagt: „es ist der größte Tempel Siciliens, der sich den größten und prächtigsten Bauten aller Zeiten und Länder kühn an die Seite stellen darf.“

Ich habe nie etwas Kolossaleres gesehen; die länglichen Aushöhlungen der Säulen am oberen Schaft unter dem Kapital messen achtzehn Zoll in der Breite, und wenn man die Überreste des einzigen, noch vorhandenen Kapitals betrachtet, so kann man sich gar nicht vorstellen, daß so etwas von Menschenhänden bearbeitet worden sei.

Dies ist alles, was man von dem heutigen Girgenti Merkwürdiges sehen und beschreiben kann.

Der A t n a.

Ich hatte mir vorgenommen, am Schlusse meiner Reise den Riesen unter den Vulkanen, den A t n a, zu besteigen, über den man allein mehrere Bände vollschreiben könnte: ich werde mich auf einige Bemerkungen beschränken.

Man glaubt, daß die Benennung A t n a aus dem Phöniciſchen herſtammt; in dieſer Sprache bedeutet das Wort ſo viel als „Berg mit dem glühenden Ofen.“ Die Römer behielten dieſen Namen bei und erſt im neunten Jahrhundert erſetzten die Sarazenen dieſe Benennung durch das Wort Gebel, Gibello, was im Arabiſchen nichts anderes als „Berg“ bedeutet. Natürlich verſtanden die Araber darunter den Berg aller Berge, was uns um ſo weniger wundern darf, als derſelbe an ſeiner Baſis nicht weniger als ſechzig Stunden im Umfange hat.

Ich verließ Catanea bloß in der Geſellſchaft eines braven luſtigen Führers, der ſich Antonio nannte. Es war ungefähr vier Uhr Nachmittags; die Sonne ſtand noch ziemlich hoch; es war im Monat Auguſt. Wir gingen ohne Raſt bis zu dem Dorfe Nicolosi, das ſo oft unter glühenden Lavaſtrömen

begraben wurde. Hier ruhten wir bis elf Uhr aus. Alsdann zäumte Antonio wieder unsere Maulthiere und sagte lächelnd zu mir: *Avanti, Eccellenza, per la bocca dell' Inferno.*

Ich hatte mir eine Fackel verschafft, um zu sehen, welche Wirkung diese Beleuchtung im Gebirge hervorbringen würde; mein Begleiter mußte dieselbe voraustragen. Da aber die Beleuchtung wegen der vielen Lavahügel äußerst schlecht ausfiel, löschte sie Antonio aus und trat näher zu mir, aus Furcht, es könnte mir etwas zustoßen; dann sang er mit lauter Stimme durch die Finsterniß ein bekanntes sicilianisches Liedchen.

Wir befanden uns eben in der waldigen Region des Berges. Es war äußerst originell, mitten in dieser stillen Einsamkeit die kräftige Stimme des munteren Maulthiertreibers zu vernehmen. Ich wollte ihn eben ersuchen, das Singen aufzugeben, als wir in die Schneeregion kamen, wo die Kälte plötzlich so empfindlich wurde, daß ich ihn zu Hülfe rufen mußte. Nun trank ich einige Tropfen Rum, und wir wanderten der *Casa inglese* entgegen, ein Gebäude, welches ein gewisser *Gemma* in Verbindung mit den damals zu *Messina* in Garnison

liegenden englischen Offizieren, herstellen ließ. Die Kälte nahm mit jedem Schritte zu, der Wind wehte aus Kalabrien herüber, ich litt furchtbar. — „Nuth, Signore,“ sagte Antonio, „wir wollen sogleich von unseren Maulthieren absteigen; das Gehen auf diesem Höllensande wird Sie erwärmen.“ — Ich antwortete ihm nicht; denn meine Zähne schlugen klappernd an einander, und ein tödtlicher Schauer durchrieselte alle meine Glieder.

„Ecco la torre del filosofo, Signore!“ sagte Antonio, indem er auf einige Ruinen zeigte, welche, den Gelehrten zufolge, noch aus den Zeiten des Empedokles, der sich in den Schlund des Kraters gestürzt haben soll, herkommen; ich achtete kaum darauf, denn das Faktum scheint mir nicht genugsam erwiesen zu seyn. Endlich erreichten wir das englische Haus, wo wir unsere Maulthiere zurückließen. Die gute Laune verließ Antonio nicht einen Augenblick, wiewohl er ebenfalls leiden mußte; allein er hatte Mitleid mit meiner Schwäche, und erfand tausend Mittel, meine Selbstthätigkeit zu wecken. Er erzählte mir eine Menge tragisch-komischer Ereignisse bei seinen früheren Exkursionen auf den Berg, und das Ende vom Liede waren immer

jene furchtlosen Engländer, die den Führer mit ihrem ewigen: *Allez*, anspornen. Nach einem Marsche von einer Stunde über Lavastücke, die so spitzig sind wie Dolche, erreichten wir den Fuß des Kegels.

Bis jetzt theilen die Gelehrten den Ätna in drei Regionen: die erste heißt *regione piedimonta*, man sieht daselbst Weingärten und andere Pflanzungen; die zweite, *regione nemorosa*, diese ist mit Waldungen bedeckt; die dritte endlich, *regione deserta*, oder Schneeregion. Man könnte aber recht gut noch eine vierte Region hinzufügen, nämlich die des Feuers. Am Fuße des Kegels hört der Schnee auf und dieser Theil des Berges ist von den übrigen an Farbe und Gehalt so verschieden, daß man sich darüber auch in wissenschaftlicher Hinsicht deutlich aussprechen sollte.

Wir begannen den Kegel zu ersteigen; aus der weichen, warmen Erde erheben sich hie und da kleine Rauchfäulen; die Farbe ist blasviolett, was mit dem Schnee der Ebene *del frumento* (eine höchst unpassende Benennung, da hier sicherlich niemals Getreide wuchs) einen schönen Kontrast bildet. Je höher ich stieg, desto mehr mußte ich von der nun immer dünner werdenden Luft leiden, und eine Zeit lang

befand ich mich so übel, daß ich mich erschöpft niedersezte und zu Antonio sagte: „Rehren wir um, mein Lieber, ich kann nicht mehr weiter.“ Die Sonne stieg gerade aus dem blasrothen Wolken Schleier hervor, und die Basis des Berges war in Dünste gehüllt, welche mir nicht gestatteten, Catania zu sehen. Endlich erholte ich mich, und nach siebenviertelstündigen, ungläublichen Anstrengungen, erreichten wir links vom Krater einen kleinen Kegel, von welchem man gerade in den rauchenden Abgrund hinabsieht. Ich prallte vor Entsetzen zurück, als ich jenen furchtbaren Schlund erblickte, aus dem ein dicker, gelber, mit giftigen Dünsten geschwängelter Rauch emporstieg. Mitten aus dem Krater erhebt sich eine Art gothischer Spitze und ein zerklüftetes Mauerwerk, beide von röthlicher, zuweilen grauer Farbe, und bedeckt mit KrySTALLISATIONEN von Schwefel und Ammoniak. Violett und perlgrau sind die hervorstechenden Farben des Kraters; so sehr ich aber gewünscht hätte, auf den Boden des Abgrundes hinabzusehen, wo die Lava ewig zischend kocht, so war mir doch hiezu der Wind durchaus nicht günstig. Ich begnügte mich demnach, einige Schlacken hinabzuwerfen, deren Fall ein ziemliches Getöse hervorbrachte, und

ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als Antonio mit salbungreicher Miene sagte: *Ecco per il palazzo del diavolo.*

Dieses furchtbare Schauspiel wirkt gewaltig auf die Einbildungskraft; wenn man einen Blick auf diese scheußliche Werkstätte geworfen hat, wundert man sich nicht mehr über die Beschreibung der Hölle, welche wir bei den alten Dichtern lesen. Welch ein Chaos von den abenteuerlichsten Gestalten! Welch ein Labyrinth von Scheusalen! Überall sieht man furchtbare Spalten, aus denen der Rauch hervordringt, und in welchen der Tod lauert, um den unvorsichtigen Reisenden zu bestrafen, der sich mitten unter diese Schauer der Natur hineinwagt! — Unter sich sieht man die große Schneefläche, welche mit dem dunklen Gürtel der waldigen Region kontrastirt, die nach und nach zu dem Kohlenmeiler wandelnd, sich heinabe stündlich mehr entblößt. In weiter Ferne entrollt sich das wunderschöne Panorama Siciliens, das man für ein optisches Kunststück zu halten versucht ist, und während die Sonne dem hochgestellten Beschauer nur einige Strahlen zusendet, spiegelt sie sich wohlgefällig in jenem glänzenden Meere, wo man bei günstigem Wetter *Malta*, und

die afrikanische Küste erblickt; — ich war nicht so glücklich.

Nachdem ich meine Neugierde befriedigt hatte, gab ich Antonio den Befehl zum Aufbruch, den er sich nicht wiederholen ließ. Wir besuchten nun die sogenannte Ziegengrotte, welche seit der Errichtung des englischen Hauses sehr wenig besucht wird, und nachdem wir die Waldregion überschritten hatten, erblickte ich zum zweitenmale jene furchtbaren Massen schwarzer, in bunter Verwirrung über einander gehäufte Steinblöcke, welche sich mir in der vergangenen Nacht gleich riesigen Nachtgespenstern dargestellt hatten. Dann betrachteten wir die *Monti rossi*, ein Produkt des Ausbruches vom Jahre 1696, welcher durch vier Monate anhielt, Catanea verschlang und dessen Hafen verschüttete. Da ich es nunmehr nicht mehr für rätzlich hielt, diesen Ausflug zu verlängern, kehrte ich nach Catanea erschöpft und mit einem starken Fieber zurück.

Ich überzeugte mich nun zum erstenmale, wie gefährlich es sei, allein zu reisen, wenn man das Unglück hat, krank zu werden; ein Fremder ist in diesem Falle so gut als geopfert. Einen ganzen Tag wartete ich vergeblich auf den Arzt, und fünf Stun-

den auf ein Glas Syrup. Daran war die Siesta schuld. Hätte ich mich nicht erinnert, daß mein Felleisen etwas Chinarinde enthielt, ich wäre dem Anfalle unterlegen.

Als ich wieder im Stande war, auszugehen, fand ich die Sache ganz natürlich. Catania ist eine der lässigsten, trügsten Städte. Gegen Abend fahren die Damen durch die schönen, breiten Straßen, den Cavalieren zulächelnd, welche zu Fuße daneben gehen. Bei den Eisbuden wird dann gehalten und alles schlürft die köstlichen Sorbetti. Man liest, plauscht, macht den Hof und geht dann soupiren. Während des ganzen Tages schläft man. Ein solches Leben führt man am Fuße des Ätna, jenes ewigen Schmelzofens, der stets droht überzuströmen, und dessen entfesselte Lavamassen die Bevölkerung wegraffen, die Felde versengen, und ganze Dörfer, Märkte, Städte verschlingen.

Catanea ist eine regelmäßig gebaute Stadt, gleich allen Städten des alten Griechenlands. In den breiten Straßen sieht man prächtige Palläste, Klöster und Kirchen. Die Einwohner sind sehr anbdchtig. Wenn Catania Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne gewährte, könnte man

es allen Lebenslustigen nicht genug empfehlen; allein die Nähe des Feuerriesen macht sich nur zu sehr bemerkbar: es ist heiß zum Ersticken.

Der alte Fürst Viscari hat sein ungeheures Vermögen und seine nicht gemeinen Talente der Herstellung dieser Stadt gewidmet; er hat in seinem Pallaste ein schönes Museum gegründet, welches mit jenem des Benediktinerklosters um den Vorrang wetteifert. Ich besuchte das Theater und das Amphitheater, welche von der Lava halb verschlungen wurden, und setzte meinen Weg nach Taormina fort.

Ich reiste nun auf der Ätnastraße, welche sich östlich an den Abhängen desselben hinzieht. Man glaubt sich in eine Zauberwelt versetzt: es ist ein wahres irdisches Paradies. Bei jedem Schritte ändert sich die Gegend und fesselt das Auge mit neuen, reizenden Landschaften; denn der Ätna ist nicht etwa ein einziger Berg, sondern ein ungeheures Aggregat von Gebirgen, die nur von weitem wie ein Berg aussehen, in der Nähe aber sich entfalten und in eine Menge kleiner Berge zerfallen, welche durch die zahlreichen Ausbrüche allmählig entstanden sind, und sich amphitheatralisch um den furchtbaren Ke gel lagern, dem sie ihr Dasein verdanken. Alle diese kleineren

Berge, Thäler und Ebenen sind mit einer reichen Vegetation bedeckt; wenn man bedenkt, daß nicht weniger als achtzig Ortschaften um den Ätna grupirt sind, welche mit Einschluß von Catania eine Bevölkerung von 200,000 Seelen ausweisen, so begreift man das wunderbare Schauspiel, welches sich hier den Blicken des Reisenden darstellt.

Dies ist der Boden der epischen Sagen; diese Gegend hat Homer mit seinen schönsten Versen besungen. Hier ist der Schauplatz jener ernstern Episode von dem Cyklopen Polyphem: man zeigt noch die berühmte Grotte, in welcher Galathea sich in Klagen ergoß; der unglückliche Aëcis seufzet unter der Wucht der Felsenmassen, und seit den ältesten Zeiten wiederholt das Echo beständig seinen Namen. Hier sieht man die Cyklopfelsen, große Basaltmassen mit regelmäßigen Spitzen, dann das Vorgebirge Naros und die weißliche Küste, wo einst Megara stand.

Wie bezaubernd und erhaben ist dieser Anblick! Wo finden sich ähnliche Landschaften? Die Gemälde sind fertig, man darf sie nur nachmalen. Der Ätna bildet die Fernsicht, mit seinem schneebedeckten Gipfel der in der Sonne glanzumstrahlt dasteht, während

feine Abhänge mit Landhäusern, Dörfern und Städten bedeckt sind; als Vordergrund dient alsdann die unübersehbare Fläche des Meeres.

Auf der Hälfte eines steil aufwärts sich windenden Pfades erblickte ich zum erstenmale *Taormina*, das eine krumme Linie auf einem hohen, grauen Hügel beschreibt. Hoch in die Luft ragen seine Glockenthürme und seine maurischen Gebäude, wovon besonders eines, das gerade am Rande eines Abgrundes steht, seine zierliche, mit drei gothischen Bogenfenstern geschmückte Fagade, dem Beschauenden zukehrt. Hinter derselben sieht man eine tiefe Gallerie, welche das Meer und das Gebirge beherrscht.

Taormina ist so merkwürdig, daß ich den rauhen Pfad verwünschte, der meiner Wanderung Fesseln anlegte; wie gerne hätte ich schon die Ruinen jenes bewunderungswürdigen Theaters durchwandelt, das einzig in seiner Art dasteht, als würdigster Schauplatz griechischer Tragödien. Endlich erklimmte ich die Felsen und gelangte auf den Gipfel jenes Berges, von dem man noch das verstümmelte *Proscenium*, den äußern *Circus* und den Abhang der Stufen sieht, auf denen sich 25,000 Zuschauer zusammen-

fanden. Welch ein weites Feld für die Phantasie. — Die Dichter, deren Verse in diesem helltönenden Raume, unter diesem glänzenden Himmel, im Angesichte der wogenden Meeresfluthen vorgetragen wurden, mußten sich den Göttern gleich achten!

Beim Anblick eines solchen Schauspiels hätten selbst Poussin und Salva^tor ihren Pinsel ins Meer geworfen. Der Kunstsinⁿ und der großartige Geschmack der Alten bemächtigte sich dieses Ortes und sie erbauten das Theater, dessen zauberischer Einfluß eine Wirkung hervorbringt, deren sich keine andere Gegend der Welt rühmen kann. Wenn man auf den höchsten Stufen sitzt, erblickt man, mitten durch die hohen, zierlichen Säulengänge, welche die Bühne schmückten, den flammenden Riesen Atna, den alten Hafen der Venus, die Küste, wo einst der Altar des Apollo Archagetes stand, Taci, Naxos, Leontium, Augusta, Syracusa, gegen Osten und Süden aber das griechische und das afrikanische Meer. Wenn schon diese große Ruine, wie sie jetzt dasteht, die Seele bezaubert und erhebt, was mußte das für ein großartiger Eindruck seyn, als man noch im Hintergrunde jenes Theaters die glühende Lava der Küste zuströmen und die Szene beleuchten sah, während

das Gemüth der Zuschauer durch das stürmische Meer und die Leiden Elektra's oder das Unglück der Atriden ergriffen wurde. Auf diesem Vorgebirge vereinigte sich Kunst und Natur um die Menschen in eine Zauberwelt zu versetzen. Wo konnte man mit größerem Erfolge „die Cyclopen“ des Euripides darstellen, da man im Hintergrunde der Scene den Ätna sah, der sich in Wolken von Dampf und Rauch hüllte! Während einer Darstellung der „Iphigenie in Aulis,“ erblickte man durch den Haupteingang das mit unzähligen Segeln bedeckte Meer. Hätte selbst der Pinsel eines Zeuxis oder Apelles dem griechischen Theater herrlichere und effektvollere Dekorationen liefern können?

Ich konnte mich von diesen bezaubernden Ruinen nicht losreißen. Die Sonne neigte sich zum Untergange; der Ätna war von dunklem Roth umflossen, während das immer blasser werdende Vorgebirge von Lentini einem Seevogel glich, der seine weißen Schwingen auf großen, schwarzen Gewitterwolken wiegend ausbreitet.

So blieb ich bis zum Einbruche der Nacht an diesem einsamen Orte, dann aber stieg ich schnell nach Taormina, in dessen Straße junge Mädchen

ihren Nationaltanz beim Klang der Flöte und des Tamburins aufführten. In der folgenden Nacht setzte ich meine Reise nach Messina fort, wo ich mich auf einem Dampfboote einschiffte, und nach einer kurzen Überfahrt in Neapel landete.



